

Berliner
Festspiele

flüssiges land und feste ideen

Anthologie
38. Treffen junger Autor*innen 2023



flüssiges land und feste ideen

© Berliner Festspiele / Treffen junger Autor*innen
Alle Rechte der einzelnen Beiträge liegen bei den Autor*innen
Der Titel wurde einem Text von Hannah Klitzke entnommen.
Lektorat Lyrik: Yevgeniy Breyger
Lektorat Prosa: Rabea Edel
Redaktion: Rebecca Freiwald, Renate Kligge, Daja Vogt
Grafik & Satz: Christine Berkenhoff
Visuelles Konzept: 3pc
Druck: Elbe Druckerei Wittenberg
ISBN: 978-3-9817780-9-0

Ermöglicht durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung
Informationen zum Treffen junger Autor*innen unter
berlinerfestspiele.de/tja

flüssiges land und feste ideen

38. Treffen junger Autor*innen 2023

Herausgegeben von:
Treffen junge Szene der Berliner Festspiele /
Treffen junger Autor*innen

Editorial

Die Welt in Worte fassen

6

I.

**wir lieben heimlich, wir lieben ironisch,
wir lieben posthum**

Emilie Bagger

Du stehst über ihnen

11

Alexandra Isabel Reis

PUPPY WHORE FORTUNE PLANET oder SCHAUSPIELSCHULE

14

Carolin Chantal Schaefer

ETWAS ETWAS

Existenzielle Ekstase

20

Eine Folge „Die Simpsons“

21

Unbenannt, weil nicht bekannt

23

Kreuzworträtseln

24

I, II, III

25

OHNE TITEL, WIE DAS BILD

26

Nomaden

27

II.

Was sind meine Worte wert, wenn mir keiner zuhört?

Friederike Junge

So sind Freunde nicht. Sie sind anders

31

Katharina Heinrichs

Fast wie Giverny

37

LESLIE

40

SNIPPETS

44

Marvin Krause

476 Tage

46

Fangen wir mit einem Apfel an.

47

Ich wette, ...

49

III.

niemand sein / im nirgendwo / das hat nichts mit Privilegien zu tun

Helena Lange

Nazikaff 55

Metamorphe Baumwolle 57

Lilli Nawar

Und der Kaffeeweißer war leer 58

Konstantin Stawenow

Auszüge aus Trost Land. Gedichte

Windtag / Dermbacher Klippen im Februar 62

Zwischen den Stürmen / Gera-Ufer im Februar 63

Wald Ephraim / Ibengarten im März 64

Europa / Staudt-Blick im April 65

Muschelkalkenklave / Dermbacher Klippen in den Eisheiligen 66

Neumondfittiche / Geradamm am Pfingstvorabend 67

Für einen Leuchtkäfer / Bernshäuser Kutte im Juni 68

Zeit der Vögel / Gera-Aue im September 69

Letzte Worte / Rom im November 70

Kain / Gera-Aue in den Raunächten 71

Hannah Klitzke

Gedichte in Borna 72

IV.

etwas zum festhalten vielleicht

Zoey Ponto

Der letzte Sonnenstrahl 84

Valerie Zichy

etwas zum festhalten vielleicht 92

Malak Jayeola Aderounmu

fragmente einer familiengeschichte 97

fragmente einer familiengeschichte zwei 102

V.

ich schreibe in mich hinein, durch mich durch

Lotti Spieler

ICH BIN DAS GAR NICHT	109
TOO SCARED TO PISS	112

Tjorven Druck

Kleinigkeiten	115
---------------	-----

Lilli Biller

Als sie das Frieren lernten (Auszug)	121
meine oma ist am feministischen kampftag gestorben	127

David Kienzler

Chemiedreieck	130
eskalationsstufen VIII, IX, X	131
Schultern	134

VI.

Verfall findet leise statt, wohnt jeder Sekunde inne

Janka Zündorf

Nachtgedichte	
Der Bruch von Regen	139
Wiedergänger	140
Ich seh' dich jeden Morgen jeden	141
Weißer Tage Abend	142
Gemüsefeld bei Nacht	143

Laura Franziska Klemm

An meine Stadt	144
Erhebliche Verluste. Eine Übungssache	146
Geisterstunde	147
Halteknopf, rot	148

Jovana Eleni Engel

Badezimmer	150
Gleise	151

Vitae der Preisträger*innen

Anthologien 2023–1986	162
Veranstalter, Jury, Kuratorium	164

Die Welt in Worte fassen

Geht der Blick derzeit hinaus, so verschlägt es uns die Sprache. Die Welt, wie sie sich uns zeigt, ist nicht in Worte zu fassen. Nicht von uns. Dafür braucht es die Künstler*innen, die nicht müde werden, um den richtigen Ausdruck zu ringen, der das, was sie umgibt, in Worte verwandelt. Wenn es auch eine Weile braucht, so wissen wir, sie werden kommen, die Texte, die greifen, benennen und reflektieren, was geschieht.

Für das Schreiben braucht es Sensibilität, Geduld und einen genauen Blick. Wer nicht versteht, kann nicht beschreiben. Es ist beeindruckend, wie uns die jungen Autor*innen in diesem Jahr mit ihren Worten ihre Versionen der Welt zeigen, ihre dunklen Flecken beleuchten, Universen verschränken oder neu erfinden. Wir erkennen schnell, es gibt sie nicht, die eine Welt, es sind unendlich viele, parallel nebeneinander existierende Schauplätze.

Die jungen Autor*innen sind versiert im Einsatz von sprachlichen Mitteln, beherrschen das klassische Repertoire und entwickeln daraus ihren eigenen, frischen, mitunter sogar punkigen und schnodderigen Ton, um ihre Themen und Anliegen zu formulieren. Der inhaltliche Bogen spannt sich von Coming-of-Age-Geschichten, Freundschaft, Liebe und Sexualität über Mobbing und die Wahrnehmung des eigenen Körpers bis zu universellen Themen: der Position von Frauen in der Gesellschaft, revolutionäre Kräfte, Beobachtungen aus der ostdeutschen Provinz, rassistische Tendenzen, Flucht- und Migrationsgeschichten oder auch Gewalt und Suizid.

Stilistisch zeigen die Künstler*innen eine beeindruckende Varianz in der Formensprache: Sie schreiben Prosa oder Prosa-Miniaturen und Lyrik, darunter auch Langgedichte und solche in der Tradition von Lied-Gedichten. Ebenso vertreten sind Dramatik und performative Texte. Beeindruckend ist die Lust, mit Sprache und Formen zu experimentieren, ihre Möglichkeiten auszuloten und sich zwischen den Genres zu bewegen. So sind auch viele offene Formen entstanden: Fragmente, lyrische Collagen, Notate und Aphorismen oder virtuose Wortkunst, die sich auch in der grafischen Gestaltung der Texte niederschlägt. Häufig wurden klassische literarische Formen zur Grundlage genommen und durch Brüche, moderne Elemente und zeitgenössische Themen kontrastiert.

Die Auswahl der diesjährigen Preisträger*innen haben wir der sensiblen und genauen Lektüre der Jury zu verdanken, deren Arbeit ich über die Maße schätze. Ebenso danke ich dem Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), das mit seiner Förderung diese Plattform für junge Literatur erst möglich macht. Das Treffen junger Autor*innen wäre nicht, was es ist, ohne die engagierte und leidenschaftliche Arbeit des Teams der Treffen junge Szene und der Kolleg*innen der Berliner Festspiele. Habt von Herzen Dank!

Und vor allem danke ich den jungen Autor*innen, dass sie den Mut haben und nicht müde werden, die Dinge beim Namen zu nennen und in Literatur zu verwandeln.

Susanne Chrudina

Leiterin Treffen junge Szene

wir lieben heimlich,
wir lieben ironisch,
wir lieben posthum

Emilie Bagger

Du stehst über ihnen

1.

„Aus einem elenden Zustand sich zu erheben, muss selbst mit gewollter Energie leicht sein.“

Ich musste mich nicht vom Sessel erheben. Ich musste nicht aufstehen.
Ja, ich konnte nicht ahnen,
wie leicht es ist (aus einem elenden Zustand sich zu erheben).
Ich durfte im Sessel mich räkeln und seufzen und die Ohnmacht mir erträumen und das Leben simulieren.

Ich bin zwölf, und wie ich depressiv und erleuchtet bin
und mich frage, wie ich von Mamas und Papas Arm
in die Hände von Schicksal und Gott kam –
zeitweise waren es der Algorithmus und ein Pop-Star

Doch die Stimmen sind die gleichen
Ich will sie im Wald hören, in meinem iPhone singt sie so schön
Vielleicht klingt sie ja allein mit mir im Wald viel schöner
Im Dunkeln, abseits. Ekstase wie in Büchern
Ich habe nichts zu sagen und schreibe in **mein** Büchlein:
„Du stehst über ihnen. Heilig. Gott.“
(Ich habe niemandem etwas zu sagen.)

2.

*Also, und so
zieht ein Mädchen aus der Stadt –
auf dem Land, fernab, im „Landhaus Julia“
Winter bis Sommer wird sie bleiben
Ihr Bruder – er und seine Dame dort
Beide jung und beschäftigt
werden bald und lange verreisen*

*Verbleiben werden Hund und Herr Vater
im „Landhaus Julia“.*

3.

Sie ist eine richtige Dame. Sie trägt Schmuck, Glitzer, enge Oberteile und Schminke. Schminke.

Sie kommt von dort, woher ich floh, wo alle jung und frei sind. Dort fand sie auch mein Bruder. Mein Bruder fand sie sofort, auf den Demos, in Clubs und beim Sport. Sie weiß sich in bunten Farben zu zeigen ...

(Wie kommt sie an diesen Ort?)

Aber wenn sie ihren Mund öffnet ... ich will ihr entfliehen

Sie spricht von Kriegen und Frauen, die Frauen lieben

Sie kann nicht aufhören, mich gerecht und demokratisch zu erziehen
mich zu lieben, mich zu akzeptieren, zu lieben ...

4.

Im Wald gehe ich mit dem Hund, wie mein alter Herr es immer macht
Als Kindheitshund war er mir egal – und
als Jagdhund rennt er nun durch das Gestrüpp, sucht Kaninchen in
Morgenröten

Wir müssen nicht jagen, er will bloß spielen und –

t___

(Wenn es still ist, höre ich ihn hecheln.)

5.

Mich zu lieben, mich zu akzeptieren, zu lieben ...

Ihre Haut blitzt aus den Maschen, während sie ihre Beine über dem
Teppich ausstreckt.

Wir liegen schon lange hier – mit Brombeeren

Der Hund ist auch da

Der Hund ist unermüdlich, ja

Ich hab ihn heute jagen lassen

Der Hund kann nicht aufhören zu lachen und mit dem Schwanz zu
rasseln.

Er leckt der duftigen Dame die Ringe und hüpf

Ich kann mich nur mit ihm freuen, ich verstehe seine Spielchen und auch die größeren Sachen.

Kennt er die weiche Haut seiner Herrin?
Ich meine es fast zu erkennen, als er mit seinen Rundaugen in die ihre blickt
Sie ableckt, ihr Kleid besteigt – und mit seinen Nagelpfoten zwickt
Vergnügt ertönt ihr Lachen, und sie liebt, wie er sie liebt ...
Ihr Bauch bebzt, sie wird lachen, bis er sich ihr ergibt
Doch er findet keinen Halt und springt
– wie ein Hund
Ich spreche die Worte wie heute im Wald
Pfoten geballt, seine Beinchen stramm
Versinkt in runder Haut
Wie heute im Wald
Wetzt zu Ruhm geschweißte Zähne
an zartem Hals, oh wie schön
Kann sie ihn anspannen!
Oh, wie schön singt ihr Geschrei!
Ihre Augen verglühen
Ihre Jugend vergangen
So rein und in Bängen greift sie nach Gott
Sie greift vorbei
Sie greift nach mir
Endlich erliegt sie dem Wald
Ihr Kleid verschmiert
Und sie findet die richtigen Worte ...
Denn plötzlich weicht er zurück
Es ist still und ich höre sie hecheln
Mein Hund ist fort.

6.

Ein Kind bin ich ja.
Sie kennt ihren Hund ja.
Sie ist ja stark und vergewissert mich,
ein Mädchen vergisst sowas nicht.

Alexandra Isabel Reis

PUPPY WHORE FORTUNE PLANET oder SCHAUSPIELSCHULE

donnerstags lecken wir immer die säulen der schauspielschule, erzählen einander von unseren alltäglichen mängeln und hoffen auf den großen crash. puppy hebt mich hoch, ich flirte inmitten unseres coups.

AT YOUR BEST, YOU TRANSCEND THE ESTABLISHMENT

die steine unter uns heizen sich auf, die hitze verfremdet, die luft schmeckt nach deinem rauch. wir träumen vom ende der gewalt, von cyborgs und vom scheitern. puppy befreit, sie verurteilt, gebärt, verschlingt. puppy sagt, ich sei zu zynisch für mein alter, sagt, ich sei ein nachtfalter.

*PUPPY AND I HAVE TOLD OUR SECRETS TO STRANGERS
AND THROUGH THAT ACT OF DESTRUCTION WE'VE TURNED INTO
WELL ADJUSTED ADULTS*

ich hab' gottes' diebesgut konfisziert und es gerade eben puppy erzählt. „das ist ja fabulös“, haucht sie unerschrocken. ich starre zu ihr rüber, verlegen, kindlich, kreidebleich. puppy findet das total subversiv, aber puppy hält alles für subversiv und kaut gerne meine unsicherheiten durch. sie liebt es, unsere kleinen vergehen zu dramatisieren, will dass alles immer größer, gewagter und ästhetisierter ist, als es eigentlich war. es ist faktisch unmöglich, noch irgendwo hinzugehen, jedem hatte sie von unseren streifzügen erzählt, alle kennen die person aus ihren erzählungen, ihre verbündete, das verlogene dreamteam, die low-budget-version von thelma und louise.

*EVERLASTING LOVE, I DREAM OF OMNISCIENCE,
OF SULTRY AFFECTION*

alles außer uns kommt uns gekünstelt und grotesk vor, die läden sind jetzt durchgehend geöffnet, es ist, als wäre die liebe aus der stadt herausgeflossen. ich habe die kontrolle über alle narrative verloren, in denen ich eine tragende rolle gespielt habe, kämpfe seit jahren mit schlaflosigkeit, will alles und erstickte an meinen ambitionen.

*I'VE ALWAYS LOVED POETRY, HOWEVER I COULD NEVER STAND
POETS, THAT'S WHY I NEVER BECAME ONE*

ich beobachte die verloren wirkenden, die hoffnungsvollen, die resignierten unter den passant:innen und stelle mir die dunkelsten seiten deiner talente vor, die süßigkeiten, die du neben deinem bett aufbewahrst, das nachtlcht, das du als teenager wieder aus dem keller geholt hast, weil du es nicht mehr ausgehalten hast. puppy ist geprägt von gewissheiten, ich stelle alles infrage und träume heimlich von liebevollen armen, die kein stück von mir ungeliebt lassen, träume vom fortune planet, von glitch's club, in dem wir körper durchtauschen, indem die alten gesetze aufgehört haben, zu gelten, indem die utopie gestalt annimmt, aufrichtig und zärtlich.

*I MIMIC THE GREATS, I SLEEP IN LATE, ACT OF BIRTH,
WESTEND GIRLS*

mein blick bleibt an einer älteren frau hängen, die mit einem mädchen über die straße geht, sie wirken wie mutter und tochter, halten einander an der hand, liebevoll und voller sorge. ein mann schaut ihnen hinterher, ein fremder, der seine hand aus der hose zieht und ich muss mich konzentrieren, nicht zu kotzen, alles in mir zieht sich zusammen. puppy hat ihn nicht gesehen, sie raucht gelassen ihre zigarette und ich erwähne es nicht und beobachte stattdessen ihre gepuderten lippen, ihren immerwährenden verdross, die lichtspiele ihres lieblings-paillettenfummels. mein körper ist mir fremd, der eskapismus nagt an uns und am wunsch hier zu bleiben. sie hebt fragend ihre augenbrauen, ich schüttele den kopf, lächele damit sie nicht weiter nachfragt. sie dreht sich weg, fächelt sich luft zu, zündet sich noch eine zigarette an, zieht sich einen wintermantel über das minikleid. seit letzter woche dissoziiert puppy wieder häufiger, sie will es nicht zugeben, aber sie verrät sich selbst zu leicht, verrät, wenn sie sich verliert. es läuft immer gleich ab: das instrument ihrer kindheit fängt staub, sie verlässt seltener die wohnung, verschärft ihre produktivität, beißt sich ihre nagelbetten kaputt, beginnt zu träumen, wenn die sonne aufgeht, zieht sich im treppenhaus aus um die nachbarn zu triezen, sie wird kalkulierender, kühler, ihre opportunistischen züge zeigen sich ungenierter, sie wird sich zu schade, diese zu verstecken. in solchen momenten würde sie auch das eigene untergehen ästhetisieren.

*THIRTEEN YEARS AGO WE MADE A MOVIE, I SUPPOSE
YOU COULD CALL IT AN ABSURD COMEDY, SO SICK OF PROXIMITY,
STRIVING FOR PROMISCUITY*

ich bin ein kind der allmächtigen schauspielschule, bin nichts weiter als eine karikatur, verdammt und versessen darauf, in einer höllischen erfolgsfantasie aufzugehen.

„wir lieben heimlich, wir lieben ironisch, wir lieben posthum, wann lieben wir jemals wirklich?“ puppy immerwährend kokettes lächeln wird ernst, sie schaut mich eindringlich an und sagt: „immer.“

*DOWN DOWN THE RABBIT HOLE, DAMNED BY MY OWN
FICTIONALIZATION*

puppy ist ausgebrannt, wir zusammen sind durchgebrannt vor zwei monaten und haben einander versprochen, immer ein verhältnis zueinander zu haben, egal welche form es annehmen würde.

gestern mussten wir das studio räumen, gestern hatte puppy sex mit einem mann, der freud idolisiert und ich habe in einem impulsiven akt der selbstverkenning unsere küchentücher in säure getränkt. ich denke täglich an meine angst vor dem sterben, an obszönitäten in der öffentlichkeit, an bewältigungsstrategien und metaphern aus dem internet. wenn ich mich verliebe, vergehe ich in meiner neigung zu pathos, meinem eigenen superrealismus.

*I'VE NEVER HAD SEX AND I'VE NEVER BEEN GOOD AT
SPEAKING IN FRONT OF CROWDS LUCKILY THIS IS SCRIPTED,
FLOWERS COLLAPSE AND SHIPS COLLIDE*

blumen fallen in sich zusammen und schiffe kollidieren und all das geschieht, während puppy ihren fuß wutentbrannt ins gaspedal rammt und während die blumen brennen und die schiffe sich einander zuwenden und die zeit ächzt, haben puppy und ich alle reste vergangener tragödien popisiert. ich glaube, puppy ist sich ihrer mechanismen gar nicht bewusst, dabei kommt sie sich in der gegenwart anderer parasitär vor, nur in meiner nicht.

*I'M JUST LOOKING FOR A HOME, FORTUNA FORTUNA,
CATAclySMIC MOMENTS, PITFALLS AND BEDS OF FURY*

puppy bringt andere gerne in die bredouille, liebt düstere krimis und träumt von anarchie. nachts fährt sie manchmal heimlich mit einem cabrio, das ihr nicht gehört, durch die stadt und brüllt fremden männern obszönitäten hinterher, während ich von größe und frieden träume, von zweisamkeit in der einsamkeit. puppy war schon immer handlungsfähiger als ich und das cabrio ist bis oben hin mit lorbeeren gefüllt, wir suhlen uns in ihnen.

AT YOUR BEST YOU POSSESS HONESTY

wir halten vor einer heruntergekommenen bar, mein oberkörper fliegt nach vorne, meine hände liegen gespreizt auf dem armaturenblech. die leucht-reklame mit dem namen der bar hängt schief, unsere blicke auch, lorbeer-tränen träufeln bedächtig von unseren lippen, es fühlt sich heimelig an.

*IT ALL STARTED TO GO DOWNHILL ONCE WE GOT
TOO COMFORTABLE*

wir schämen uns und packen kisten und hören stockende cds, ich döse neben dem ventilator auf dem küchenboden, sie stickt und näht, wir gehen tagelang nicht vor die tür. puppy sehnt sich nach einem zuhause, sie hatte nie wirklich eins, ich konnte ihr auch keins sein. zwischen uns hat sich ein abgrund aufgetan, ein plantschbecken voller plüschtiere, in das ein greifvogel abtaucht, indem der greifvogel sich austobt. ich habe noch nie geliebt und rede mir selbst ein, ich sei auch noch nie aufrichtig geliebt worden, ohne unheilvolle motive oder abruptes ende.

puppy sagt oft, dass ich hoffnungslos verloren bin, dass ich begonnen habe, zu transzendieren. seit der pubertät, seit dem brand, seit dem vorsprechen. puppy sagt auch oft, dass ich prädestiniert für desaster bin, weshalb ich aufgehört habe, ihr dinge zu erzählen, die ich sonst niemandem erzählen kann. wenn das so weitergeht, verlerne ich vielleicht vollends das erzählen. wenn ich mich mit ihr unterhalte, meistens in dämmrigen momenten der trunkenheit oder in der öffentlichkeit, komme ich mir vor, als würde ich vorsprechen. mein inneres zieht sich zusammen und sie lächelt nur und plädiert dann dafür, wieder ihre Lieblings-cd spielen zu dürfen. in letzter zeit

hat sie begonnen, öfter dinge einzufordern, weil sie verstanden hat, wie schwer es mir fällt, mich ihr zu entziehen. wenn ich einmal in der woche friedlich schlafe, weckt sie mich, wir schauen eine folge einer sitcom, sie wirft mir vor, dass ich zu abgeklärt bin und wir machen eine spritztour im cabrio. everlasting love von love affair dröhnt aus den lautsprechern, das einzige lied, das puppy lächeln lässt, während ich schläfrig halbzerdrückte zigarettenstummel auf dem armaturenbrett und hunde auf dem gehweg zähle, an denen wir vorbeischießen. puppys präsenz wird immer autoritärer.

*WE OFTEN INDULGE IN THINGS THAT RETRIEVE OUR
CONSCIENCE TO OUR BODY, I START TO FEEL A NOTION OF
SAFETY AMIDST ANONYMITY, A FRAIL GIRL WITH A TOOLKIT,
A YEAR WITHOUT LOVE*

wenn wir vor einer ampel halten, versuche ich, augenkontakt mit ihnen aufzunehmen.

*AT YOUR BEST, YOU'RE A BREADWINNER, YOU'RE A HOME,
YOU'RE A HEART, YOU'RE A CONFLICT, YOU'RE A CONVICT*

sie streunen, genau wie puppy und ich es tun. puppy interessiert sich nicht sonderlich für sie, aber in unserem viertel streunen besonders viele, sogar welpen. einmal haben wir an einer kreuzung gehalten und ich bin ausgestiegen, weil ich einen mitnehmen wollte, weil er schrecklich gezittert hat, aber puppy hat mich zurückgepfiffen und gedroht, ohne mich weiterzufahren. danach musste ich daran denken, dass du mal zu mir gesagt hast, dass puppy mich nie von der leine lässt, dass ich in diesem machtgefälle die arschkarte gezogen hab. damals war ich furchtbar sauer auf dich, jetzt wünsche ich mir, ich hätte auf dich gehört.

*AT YOUR BEST, YOU ARE HEAVEN, YOU ARE HONEY, YOU ARE HELL,
YOU ARE LUCKY, YOU'RE AN ANGEL IN THE MAKING*

ich wäre gerne berühmt oder mutig oder hätte zumindest gerne etwas zu erzählen, würde gerne erzählen, zum beispiel, was diesen sommer auf dem steinernen platz geschehen ist oder wovor ich mich fürchte oder würde mir gerne eine persona ausdenken, die ich in der öffentlichkeit ausfüllen

könnte, die nur so sprüht vor talent und ein überschäumendes repertoire an sex-stories parat hat. das vertraue ich puppy bei unserer letzten spritztour beschämt an und sie kneift die augen zusammen und sagt: „du bist wirklich verloren.“

*AT YOUR BEST, YOU'RE A CONNIVING MATRON,
A CONCEALING MOTHER, A CONVINCING SAILOR*

„wie kann eine person so abgeklärt und gleichzeitig so töricht sein.“
„wieso ist es töricht, aspirationen zu haben?“, frage ich gekränkt und puppy seufzt: „weil wir auf nichts außer morgen hoffen können.“
„ha, wer ist jetzt die zynische von uns beiden?“

*AT YOUR BEST, YOU CONVINC ME OF AN ALTERNATE SERIES
OF EVENTS*

ihre augen sind wässrig geworden und sie hält vor dem steinernen platz, vor der bar, vor dem studio und macht eine geste, die bedeutet, dass ich aussteigen soll und sie noch eine kurze runde drehen will. es dämmt, der auspuff dröhnt, ihr immerwährend kokettes lächeln wirkt auf einmal gekünstelt, beinahe grotesk.

„du begreifst viel, lulu, aber vom coup bist du noch weit entfernt.“

*AT YOUR BEST, YOU ARE SCHAUSPIELSCHULE,
THE PERFORMANCE OF A LIFETIME*

seit dieser nacht streune ich seltener umher. puppy fährt vermutlich immer noch, vielleicht ist inzwischen jemand anderes ihr verfallen. donnerstags aber lecke ich noch immer die säulen der schauspielschule, der geschmack der lorbeeren ziert noch immer die innenseite meines mundes und ich hoffe, dass mir irgendwann so schlecht wird von den lorbeeren, dass ich das erzählen wieder erlerne, meiner sprachlosigkeit entkomme, so wie puppy konsequenzen entkommt. puppys ethos war die schauspielschule und, verstehst du, für kurze zeit war sie mein ganzer kosmos und die beste- chendste erzählerin, die jemals gelebt hat und ich ein plüschhund, der sie bei laune hielt.

Carolin Chantal Schaefer

ETWAS ETWAS

Existenzielle Ekstase

Buk liegt auf dem Bierkastensofa und schaut kopfüber aus dem Fenster.

Ich geh heut ins Theater.
Willst du den Klappentext hören?

Jack sieht über die zuckenden Schultern müde aus.

Buk liest laut:
Löwenmaul. Du hast das Maul eines Löwen. Nichts ist schön.
Nur manches. Augen und Gesicht sind stumpf. Ich nur in Monologen, die ins Leere führen. Löwenzahn. Nichts funktioniert. Dabei funktioniert es.
Ich glaube dich zu kennen. Aber in diesem Glauben fängt die Anmaßung an. Denn jemanden zu kennen ist unvollkommen. Niemand ist vollständig kennbar. Darin liegt wohl der Reiz des Menschenseins, anmaßend zu denken, jemanden zu kennen in der Fülle an Hüllen, die man gar nicht abschätzen kann. Also kenne ich dich nicht. Und das ist ok.

Von wem ist das?

Weiß nicht. –
Kenn ich nicht. –
Hört sich aber existenziell an. Das könnte ich mögen. –
Was machst du heute?

Jack hat insgeheim gehofft, dass Buk eine Einladung hier zu begleiten in den Raum wirft.

Ich geh heut ballern.

Schade. –

Eine Folge „Die Simpsons“

Jack spült den Mund mit Bier und spuckt es ins Waschbecken.

Warum treffen wir uns Sonntag? Sonntags haben die Supermärkte zu.

Buk zieht das Shirt aus.

Die Brüste sind eine Birne und ein Apfel.

Dann kaufst du halt morgen eine Frucht.

Ich weiß das, aber die anderen vielleicht nicht.

Nicht, dass es irgendwer vergisst.

Ich erinnere dich gerne.

Ich schick dir so Nachrichten:

Kauf ne Frucht.

Du wachst morgens auf.

12 Nachrichten:

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

3 Anrufe in Abwesenheit.

3 Mailboxnachrichten:

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

Kauf ne Frucht.

Du legst dein Handy laden.

Eine Taube sitzt vor deinem Fenster.
Du öffnest es.
Sie sagt:
Gurr. Gurr. Kauf ne Frucht. Gurr Gurr.
Es klingelt an der Tür.
Du eilst in den Flur und öffnest.
Ein Kurier überreicht dir einen Brief.
Der Kurier sagt:
Kauf ne Frucht.
Du öffnest den Brief im Stehen.
Darin steht:
Kauf ne Frucht.
Du gehst aus dem Haus.
Auf der gegenüberliegenden Häuserwand steht:
Kauf ne Frucht.
Du gehst die Straße entlang.
Personen lassen willkürlich ihre Arbeit liegen.
Es bildet sich eine Traube aus Menschen hinter dir.
Sie murmelt erst leise:
Kauf ne Frucht.
Dann laut:
Kauf ne Frucht.

Wofür brauch ich nochmal die Frucht?

Sonntag ist das Sedismus-Treffen. Sedieren und exotische Samenfrüchte.
Soll ich dich erinnern?

Nein. Ich kauf ne Frucht. Versprochen.

Unbenannt, weil nicht bekannt

Buk räuspert sich.

Jacks Kopf liegt auf Buks Schoß.

Buk streicht.

Als ich, nachdem ich den Schlüssel suchend, den ich in meiner anderen Hand bereits fest umklammerte, haltlos in meiner Taschen herumgrapschte, im fahrlahnen Licht auf meine Hand sah, war die übersät mit flüssigen, roten Striemen, die wie in Bächen aus ihren Quellen ein seichtes Gebirgsgebiet durchfließen, und ich erinnerte mich an das Discounter-Sahnetorte-beschmierte Kuchenmesser, welches ich nach meinem Besuch in der Stammbaar unserer Bande eingesteckt hatte, wo ich meinen bereits um ein Jahr verjäherten 20. Geburtstag vortäuschte, um Freigetränke zu bekommen; mein Vater würde vermutlich darauf sagen, *was für Schlampen*, ohne je die wirkliche Verwendung dieses Wortes in unserer Generation gekannt oder je verstanden zu haben, denn auf diesen Titel bildet man sich was ein; und mir wurde klar, was da gerade passierte, da ich es nämlich lediglich in die Tasse gesteckt hatte, als sei es der neuerworbene Discount-Billig-Lipgloss aus natürlich veganer und tierversuchsfreien Produktionen; das gibt Karmapoints auf dem Konto Nächstenliebe: Tierwohl > Tierleid; und es nun beim Grapschen genauso als billige Ware begrapschte, wie den Lipgloss, der sowieso nur die Lippen spröder und das Verlangen ihn aufzutragen noch unbändiger macht, also irgendwie wie du, zu dem mein Vater nicht, *was für ne Schlampe* sagen würde, und als ich mich dann also an ihm schnitt, sodass meine ausgeprägte Handinnenseite, die nun überströmte war von rotem, zähen Blut, das so genüsslich über meine Hand floss, als sei es Honig im Schlaraffenland, verletzt wurde, wie du irgendwie mich verletzt, aber auch nicht so richtig, weil du mich, nee, weil ich dich begehre, ja fuck jetzt ist es raus, ich begehre dich.

Buk.

Ja?

I had a flashback of something that never happened.

Kreuzworträtseln

Buk und Jack sitzen in der Bahn.

Wohin es geht, haben beide vergessen.

Buk sieht bauchgrummelnd aus dem dreckigen Fenster.

Jack dreht mit dem Zeigefinger Runden um ein loses Fadenende, das aus Buk rechtem Ärmel hängt.

Was assoziiert du mit dem Wort „Stoffen“?

Jack stoppt in der Umdrehung.

Nasen.

Musste ich auch dran denken. Aber der Typ, mit dem ich gesprochen hab, meinte Stoffen hat für ihn was mit ins Gym gehen zu tun.

Woher kam der?

Frankfurter Kontext.

– Glaub ich.

I

Was heilt dein Herz?

Wenn ich in der Öffentlichkeit weine.

Wo genau?

Auf dem Kudamm und in sämtlichen öffentlichen Verkehrsmitteln.
An Ampeln ist es auch gut. Besonders schön ist es, wenn Menschen
genau vor einem sitzen und sie sehen, wie man weint. Sie schauen
dann immer zu hin oder weg. Letztes Mal hat mir ein Mann zwei
Taschentücher zugesteckt, bevor er ausgestiegen ist.
Danach konnte ich die gesamte Fahrt nicht mehr weinen.

II

Was denkst du über mich?

Du gefällst mir.

Gefallen ist ein Tu-Wort. – Ich bin ein Tunichtgenug.

III

Was heilt dein Herz?

Wenn du mir vorliest.

Ich lese dir nie vor.
Hab Trauma und so wegen dir.

–

Warum reden wir plötzlich über so ernste Themen?

OHNE TITEL, WIE DAS BILD

Jack und Buk sind im Museum.

Jack kaut Kaugummi.

Buk zieht eine Kulturfresse auf und grübelt laut mit steigendem Murmeln.

Der Kopf hängt auf 35 Grad, halbherzig sind die Schultern abgesenkt.

Sind das Arme und Haare?

Jack bläst eine Kaugummiblase.

Lichtsicherung alarmiert alle.

Die Blase platzt.

Buks Kinn zieht sich zurück.

Nee, irgendwas.

Jack sucht die Kaugummifäden beiläufig zusammen.

Finger, pinzettenartig, fischen das Knäuel.

Speicheltausch.

Buks Zunge akrobatisiert im Mundraum.

Aber eins ist ein Herz.

Genau.

Das mag ich.

Nomaden

Jack und Buk sitzen und schweigen.

Jack tätigt einen Anruf.

Oskar geht ran.

Was machst du gerade?

Buk wählt.

Freizeichen.

Oskar ist nicht zuhause.

Buk nickt stumm.

Charly nimmt nicht ab.

Lass weiterziehen. Zu zweit ist ja auch nett.

Was sind
meine Worte wert,
wenn mir keiner
zuhört?

Friederike Junge

So sind Freunde nicht Sie sind anders

Emma wünschte sich Freunde. Aber hier hatte sie keine.

Sie saß auf dem Schutthügel hinter dem Haus. Es war ein kühler Frühlingmorgen. Samstags. Nichts los. Der Spielplatz hinter Emmas Haus war abgerissen worden, der Schutt war einfach liegengeblieben, ein großer Hügel, auf dem jetzt Gras und Blumen wuchsen. Emma vermisste den Spielplatz, aber der Schutthügel gefiel ihr auch. Vor allem weil er mit Gittern abgesperrt war. Die anderen Kinder trauten sich nicht, heimlich zwischen den Gittern durchzuklettern. So hatte Emma hier ihre Ruhe. Sie war nämlich mutig. Meistens. Gerade hatte sie ein bisschen Angst. Weil Mama packte. Mama wollte umziehen. Weg aus Berlin. Emma konnte von ihrem Platz auf dem Schutthügel das gelbe hohe Haus sehen, in dem Mama und sie wohnten. In den vielen, vielen Fenstern brannte fast überall Licht, auch in ihrer Küche. Und im Kinderzimmer leuchtete Emmas rote Teddybär-Lampe. In dem Haus wohnten auch andere Kinder, aber Emma war mit keinem befreundet. Die anderen Kinder fanden Emma nämlich immer irgendwie komisch. Warum? Wusste sie auch nicht. Sie sah eigentlich ganz normal aus: Lange braune Haare, nicht zu dick, nicht zu dünn, Brille. Lag es an der Brille, dass kein Kind mit ihr befreundet sein wollte? Emma war sehr hilfsbereit und sie mochte Tiere manchmal mehr als Menschen. Warum? Weil Tiere ihr zuhörten und sie nie komisch fanden. Da waren zum Beispiel die Tauben, die Emma immer fütterte und die keine Angst mehr vor ihr hatten. Und ein kleiner Fuchs, der abends über den Schutthaufen strich. War man komisch, wenn man Tiere manchmal mehr mochte als Menschen?

Das Küchenfenster ging auf. „Emma!“, rief Mama. „Emma! Komm hoch!“ „Okay, mach ich“, rief Emma zurück, obwohl sie nicht wollte.

„Pack bitte die Sachen in deinem Zimmer!“, verlangte Mama, als Emma nach oben kam.

„Okay, mach ich.“

Überall standen Umzugskartons. Der Fußboden war schmutzig. Das Radio lief. Mama sah mal wieder müde aus. Emma ging in ihr Zimmer und dachte insgeheim darüber nach, wie schön es vielleicht in der neuen Schule sein könnte. Schließlich wird sie hier nur von den anderen Kindern gemobbt.

Einen Monat später saßen Emma und Mama im Auto und fuhren nach Kassel. Es war eine lange Fahrt. Als sie ankamen, war der Umzugswagen schon da. Mama trällerte: „Emma, nimm du bitte die Sachen aus dem Auto mit hoch.“

„Okay, mache ich.“

Die neue Wohnung roch nach Holz. Alles wirkte weiß. Aus dem Fenster sah man auf Bäume und Berge. Kein Schutthaufen, nichts, dachte Emma, wohin ich mich verziehen könnte. Noch nicht mal ein Vorgarten. Nur ein Balkon. Wie eine Betonlippe am kantigen Haus.

Emma guckte mit, welche Kisten ins Wohnzimmer und welche ins Kinderzimmer sollten.

Am nächsten Morgen klingelte der Wecker um 6:45 Uhr.

„Los, aufstehen, du musst zur Schule, Emma“, rief die Mutter.

„Okay mache ich.“

Emma zog ihre Löcher-Jeans und ein buntes Shirt an. Sie band sich ihre langen Haare zu einem hohen Zopf. In der Küche erwartete sie die Mutter. „Zieh dich doch mal schöner an!“, sagte sie und stöhnte. Zum Glück war keine Zeit mehr, sich umzuziehen. „Los jetzt!“ Ihre Augen waren dunkel geschminkt, auch ihre Kleidung war dunkel. Sie sah müde aus. Wie immer.

Sie fuhren mit dem Auto zu Emmas neuer Schule. „Aussteigen, du musst jetzt los, sonst kommst du am ersten Tag zu spät“, sagte die Mutter.

„Okay, mach ich.“

Die Schule sah aus wie aus dem Bilderbuch. Rotes Dach, hohe Fenster, sonnengelbe Wände. Im Eingang stand eine dünne Frau mit kurzen braunen Haaren und leuchtenden Augen. Sie hatte einen Pullunder, eine Bluse und einen schwarzen Rock an. Auch wie im Bilderbuch.

„Ich bin Frau Strack. Bist du Emma?“

„Ja“, murmelte Emma. Sie wünschte sich, dass Mama noch da wäre, aber die war schon bei der Arbeit. „Dann komm mal mit hoch“, sagte Frau Strack.

„Okay.“

Aus dem Klassenraum hörte Emma Gekreische, Schritte, Stimmen. Waren die Kinder so aufgeregt wie sie? Als Frau Strack die Tür öffnete und mit Emma reinkam, schrien zwei Mädchen: „Ist das die neue Schülerin?“ „Ja, das ist Emma Lisa Rose“, meinte Frau Strack.

„Emma Lisa Rose, was für ein bescheuerter Name“, flüsterte ein Junge einem anderen zu. Der andere Junge erwiderte aber nur: „Also, ich finde die sieht gut aus.“

Was für ein ekeliger Typ, dachte Emma.

Frau Strack beugte sich zu ihr runter und sagte mit leiser Stimme: „Setz dich doch bitte neben Violetta und Greta.“

„Okay, mach ich.“ Emma ging zu der Tischgruppe, an der die beiden Mädchen und die Jungs saßen. Die Mädchen waren beide blond. Violetta trug lauter lila Klamotten, bei Greta war alles rosa. Löcher in den Jeans hatte keine. Sie trugen sowieso Röcke. Emma zupfte nervös an den Fäden die aus ihren Jeans hingen.

Einer der Jungs hob lässig die Faust zur Begrüßung und sagte: „Hey, Röschen, ich bin Daniel.“

Emma rollte mit den Augen. Violetta und Greta kicherten. „Kümmere dich nicht um Daniel, der spielt hier immer den Coolen.“ Sie lächelten Emma an. Bevor Frau Strack mit dem Unterricht begann, sagte sie: „Violetta und Greta, bitte kümmert euch heute um Emma, auch in der Pause.“ „Natürlich“, erwiderten die Mädchen gleichzeitig.

Der Klassenraum war leuchtendblau gestrichen. Es gab hohe Bücherregale und ein großes buntes Plakat mit dem Farbenkreis. Aus den Fenstern sah man auf den Pausenhof mit seinen vielen Bäumen. Emma dachte an ihren geliebten Schuttberg in Berlin.

„Hör auf damit“, zischte Violetta plötzlich. Emma zuckte zusammen. Aber sie war gar nicht gemeint. Violetta meinte Daniel, der mitten im Matheunterricht ein Bild malte. „Wenn du nicht aufhörst, sag ich’s Frau Strack!“ Emma traute ihren Augen nicht. War das wirklich wahr? Wie konnte das sein? Daniel stopfte das Blatt schnell in seinen Rucksack. Aber Emma hatte es genau gesehen: einen Berg, auf dem ein Fuchs saß. Und eine Taube. Als hätte Daniel ihre Gedanken gelesen. Sie starrte ihn an. Er hatte strohblondes mittellanges Haar und genauso ein buntes Shirt wie sie.

Als es nach neunzig Minuten zur Pause klingelte, riefen Violetta und Greta: „Komm, du bist unsere neue Freundin, wir zeigen dir alles.“

Emma freute sich, dass die Mädchen so nett zu ihr waren und hoffte, dass sie wirklich Freundinnen werden würden. Daniel rief: „Ich kann dich aber auch rumführen, Röschen.“

„Nein, danke“, antworteten die Mädchen für Emma und zogen sie schnell weg. „Komm, mit dem willst du echt nichts zu tun haben. Seine Mutter ist abgehauen. Warum wohl? Jetzt wohnt er bei seinem Vater und du siehst ja, der hat scheinbar nicht mal Geld für ordentliche Klamotten und nen Friseur.“

„Okay“, sagte Emma, obwohl sie sich unwohl fühlte. Hoffentlich fanden die Mädchen nicht so bald heraus, dass bei ihr der Papa abgehauen war. Mama sagte zwar immer, heute wäre es nicht mehr schlimm, alleinerziehend zu sein, aber die hatte ja keine Ahnung, wie es sich für Emma anfühlte. Immer muss man funktionieren, nie war jemand da, wenn Mama mal wieder viel arbeiten musste. Wenn Emma krank wurde, hatte Mama Angst, dass sie Ärger bei der Arbeit bekommen würde, wenn sie bei Emma zu Hause blieb. Und wenn man sich mal mit Mama stritt, konnte man zu keinem Papa rennen und sich ausweinen. Also stritt Emma sich nicht mehr mit Mama. Es hatte eh keinen Sinn. Außerdem war Mama oft zu erschöpft zum Streiten oder sogar zum Zuhören. Und Emma wollte Mama nicht noch erschöpfter machen. „Und hier sind die Mädchenklos“, rissen Violetta und Greta Emma aus ihren Gedanken. „Halt dir die Nase zu, hier stinkt’s.“

„Ich find’s gar nicht so schlimm“, sagte Emma. „In Berlin hat’s schlechter ...“
„Jajaja, aber merkst du den Ölgestank nicht? Der Heizungsraum ist gleich nebenan und die Ölheizung ist uralt und müffelt furchtbar.“
Da sie schon mal hier waren, ging Emma gleich zur Toilette. Schloss die Tür ab. Die Mädchen warteten draußen auf sie. Einen Moment hatte Emma Ruhe. Schloss die Augen und dachte einfach an nichts. Dann drückte sie die Spülung und wollte die Tür wieder öffnen. Mist! Das Schloss klemmte. Emmas Herz pochte und sie rüttelte verzweifelt an der Tür. Klick. Offen! Zum Glück! Puh.
„Ey, wo bleibst du denn?“, fragten Violetta und Greta. „Komm mit, wir müssen wieder hoch.“
„Okay.“

Abends stand Mama auf dem Balkon und trank ein Glas Wein. Sie hatte mit Emma zusammen gegessen. Nudeln mit Spinat. Emmas Lieblingsgericht. Dann hatte sie die Küche aufgeräumt. Jetzt wollte sie ihre Ruhe. Das wusste Emma. Aber Emma wollte reden. Sie hatte so viele Fragen. So viel zu erzählen.

„Mama, warum mussten wir unbedingt umziehen?“, fragte sie.

„Weil hier alles besser wird für uns“, sagte die Mutter, ohne sich umzudrehen. Sie schaute auf die Berge und die vielen Bäume und nippte an ihrem Glas.

„Glaubst du das wirklich?“, fragte Emma.

„Ich hoffe es“, antwortete die Mutter. „Machst du dich schon mal bettfertig?“
„Okay ...“, begann Emma automatisch, aber auf einmal spürte sie eine heftige Wut. Und Traurigkeit. „Nein“, rief sie. „Kein Bock!“
Die Mutter drehte sich um und guckte Emma an. Nicht böse. Eher überrascht. „Was ist los mit dir?“, wollte sie wissen.

Der Wecker klingelte. Emma schreckte auf.
„Emma, mein Schatz, raus aus den Federn. Schule.“

Es regnete. Die Berge waren heute gar nicht zu sehen. Waren vom Nebel verschluckt. So einen Nebel hatte sie in Berlin noch nie erlebt. Er hing bis auf die Straße, bis auf den Schulhof hinunter. Grau, alles war grau und kalt und nass. Hinter den Fenstern der Schule leuchtete grelles Neonlicht. Und drinnen war es sehr warm. Die Heizungen wummerten und zischten. Violetta und Greta saßen schon an ihren Plätzen. Hoben gleichzeitig eine Hand, winkten und lächelten. Als wären sie Schwestern. Zwillinge. „Hi!“
„Hi!“, erwiderte Emma und erstarrte, als Daniel in diesem Moment in den Klassenraum kam. Wie sah der denn aus? Er trug eine Baseballkappe mit dem Bild eines Fuchses vorne drauf. Auf seinem Pulli prangte der Kopf eines Fuchses. Aus rot-orangem Samtstoff. Und aus seinem Ranzen ragte ein orangefarbenes Ohr – wie von einem Kuschtier-Fuchs. Violetta und Greta kicherten. „Ja, da guckst du, Emma, was? Daniel liiiiiiiiebt Füchse. Und sowieso alle Tiere. Rettet Vögel, füttert Igel durch, trägt sogar Regenwürmer ins Blumenbeet, wenn er sie auf der Straße findet. Total komisch, der Typ. Findest du nicht auch?“
Zum Glück klingelte es in dem Augenblick zum Stundenbeginn, so dass Emma den beiden Mädchen nicht antworten musste.

Als nach 90 Minuten endlich Pause war, ging Emma gleich zu den Toiletten, weil sie sich einschließen und einen Moment ihre Ruhe haben wollte. Greta und Violetta folgten ihr. „Aber beeil dich“, sagten sie, „wir wollen noch zur Nestschaukel.“
Im Toilettenraum roch es stark nach Öl und Abgasen. Die Heizanlage, erinnerte sich Emma. Sie lehnte sich mit dem Rücken gegen die Toilettentür. „Emma, Emma!“, quengelten die Mädchen. „Was machst du denn da drin? Wann kommst du endlich?“ Dong, läutete es da schon zum Pausenende. Und im nächsten Moment war ein schrilles Klingeln zu hören: Di-uh-di-uh-di-uh! „Feueralarm!“, hörte Emma die Mädchen kreischen. „Komm raus,

Emma, es brennt!“ Emma wollte aufschließen, aber die Tür klemmte schon wieder. Sie rüttelte an der Klinke. Nichts! „Hilfe!“, rief sie. „Ich komme nicht raus!“

Da hörte sie, wie die Mädchen einfach wegliefen.

„Hilfe! Hilfe!“, rief sie, aber niemand kam. Niemand hörte sie. Emma hämmerte gegen die Tür. Auf einmal rumste es. Jemand schmiss sich von außen gegen die Tür. „Emma? Bist du das?“, hörte sie einen Jungen rufen. „Emma? Bist du da drin?“

„Ja! Hilf mir!“

Rumms! Rumms! Rumms! Der Junge warf sich immer wieder gegen die Tür, während Emma von Innen an der Klinke zerrte. Endlich flog die Tür auf und Emma stolperte zurück. Daniel griff sie am Arm und zerrte sie ins Freie.

Emma wachte in einem großen weißen Zimmer auf. Sie war im Krankenhaus. Ihre Klasse war da und auch ihre Mutter. „Gehts dir guut?“, fragten Greta und Violetta im Chor. Emma starrte sie an. „Ihr habt mir nicht geholfen!“ rief sie. „Ihr habt mich alleingelassen!“ Sie war immer noch ganz erschrocken. „Aber, aber ... wir dachten ... wir wollten“, stammelten die Mädchen, aber Emma hatte genug. „Kein Aber!“, rief sie. Dann sah sie Daniel an. „Danke, dass du mir geholfen hast.“ – „Oh, äh, klar doch, kein Problem“, stammelte Daniel. „Freunde lassen einen nicht im Stich. So sind Freunde nicht...“ „Ja.“ Emma lächelte. „Sie sind anders.“

Katharina Heinrichs

Fast wie Giverny

Eine kitzelnde Berührung in der Ohrmuschel, herunter zu den Nackenhaaren. Die Sonne fuhr über Wirbel und Wirbel und Wirbel,

am T-Shirt-Saum ließ sie sich aufsaugen. In die schmerzenden Muskeln und Glieder, in das entzündete Bauchnabelpiercing, das sich bestimmt irgendwann auszahlen würde, in die magnetischen schwarzen Haare, die dünner geworden waren.

Es war kollektiv beschlossen worden, im drohenden Notstand an die Eitelkeit zu appellieren.

Der Knochen am Handgelenk hob sich wie eine Kugel ab, Schmerzen in den Schläfen, Schmerzen in den Zähnen, gleichmäßig im Körper verteilt, über das Muskelgewebe in alle Glieder gesogen.

Grünliche Adern.

Eine weitflächige Struktur aus Mikrokerben, ovalförmig angelegt an den Fingerspitzen. Auf den Zentren der Nägel war noch etwas vom billigen Nagellack übrig.

Kaum erwähnenswerte Narben.

Die Oberfläche war nicht mehr lupenrein. Es müsste mal wieder rübergegangen werden, ein paar Härchen und Flecken entfernen.

Egon Schiele hätte diesen Körper geliebt. Der Körper liebte sich selbst eigentlich auch. Wie der Durchschnittsmensch das eben tat.

Im Garten war es so still, man hätte ein Klangbad nehmen können, wäre das Rauschen des Autoverkehrs nicht allgegenwärtig.

Mini-Mönche wanderten zwischen den Hortensien herum.

Zur Orientierung: Links vom Körper lagen leuchtende Pflützen verteilt, rechts vom Körper wuchs ästhetisches Unkraut, durchwuchert von Fastwie-Gänseblümchen-nur-nicht-ganz-Gänseblümchen-Blümchen. Alles war so asymmetrisch aufgebaut, dass es für das ungeübte Auge wie Verwüstung aussehen konnte.

Die Co-Gärtner konnten einen hier ganz schön hängen lassen, obwohl man nie wissen konnte, ob da jemand keine Lust mehr hatte oder an Altersschwäche gestorben war.

Manchmal konnte es doch sehr ermüdend werden. Im Spätsommer hatten eine Menge Pflanzen den Geist aufgegeben. Vertrocknet, in allen Größen und Formen, hielten sie sich unangenehm berührt bei den anderen auf.

Der Therapeut war schon wieder im Urlaub.

Und der Professor hatte den Essay über Gustav Klimts herausragende Darstellung von Nippeln nicht genehmigt. Zu wenige Quellen.

Immer noch keine Fragestellung also.

Immer ärgerte man sich mit Menschen herum. Die Kehle zog sich weiter zu, beschichtet mit abgesetztem Zigarettenrauch, einem Kaffeefilm und dem Geschmack von Extra Professional White.

Zur Außenschicht gehörte ein langer Schal, der sich immer wieder gemächlich von der Schulter fallen ließ, um sich im Unkraut zu wälzen. Oder besser: in der vertrockneten Erde. Oder noch viel besser: im dornigen Gestrüpp, das ganz wild auf ein Wettziehen war.

Edda, eine zuckerdosengroße Schildkröte, hatte einen Post-it auf dem Panzer kleben.

„Gib mir nicht mehr als eine Erdbeere, auch wenn ich den Hundeblick mache, das ist nicht gut für meinen Magen!“

„Ich hab keine Erdbeere, willst du 'nen Karamellriegel?“ Er wollte sie Penelope nennen.

„Wie die Schildkröte in Momo.“

„Die heißt nicht Penelope.“

Er war nach Hause gerast, durchwühlte seinen Schrank und schlug es nach. Sie hieß wirklich nicht Penelope.

Das gedruckte Wort hatte gesprochen. Er war machtlos.

Wie Penelope bewegte er sich sonst auch immer eher langsamer. Stoppte manchmal in der Bewegung, zögerte, wechselte vollkommen die Tätigkeit.

Gähnen. Apfelsamen einbetten. Gähnen. Hanfpflanze gießen. Gähnen.

Die Kacheln links, die Tomaten vor dem Körper, die Geranien, der linke Wangenknochen hatten die Sonne schon aufgetankt.

Auf den Kacheln wärmten sich Kuschelsocken nach einer langen Morgenschicht. Der frühe Vogel friert nun mal.

LESLIE

Die Küche lag bereits im Schatten. Von Vogesen aus schmutzigem Geschirr umgeben huschte ich hindurch. Ich ging durch den Garten und setzte mich an den Rand der Veranda, legte den Computer ab, nahm die leicht gepresste Zigarette wieder zwischen den Lippen hervor. Zündete sie an.

Seoul im Sonnenuntergang. All die Gebäude und Wolkenkratzer ruhten unter mir.

„Na, gespannt?“, fragte ich Penelope. Stille. Eine Reaktion hatte ich eh nicht erwartet. Ich hielt ihr eine Erdbeere hin, sie knabberte daran.

Penelope war nach der Schildkröte in Momo benannt. Die heißt Kassiopeia, aber als ich das bemerkt hatte, hatten wir uns schon beide zu sehr an Penelope gewöhnt.

Drohnen surrten über den Himmel. Der Computer lud ziemlich lange.

Toni hatte ihn mir programmiert. Er meinte, das wäre vielleicht gut gegen Einsamkeit. Ob das stimmte, bezweifelte ich, aber zumindest beschäftigte es mich.

Ein kleiner Gedichtautomat. Ich hatte ihn Leslie genannt.

„Hey Leslie.“

„Lass mich.“

Die Sprachfunktion hatte Vor- und Nachteile. Vor allem, da Leslie bei meinen Konversationen mit anderen Menschen immer aufmerksam mitlernte.

„Ein Gedicht.“

„Wie heißt das?“

Toni hatte das nur so eingestellt, um mich zu ärgern. Sein Glück, dass ich nicht mal wusste, wie man eine Tastatur umstellt.

„Ein Gedicht, *bitte*.“

„Aus der Wortsammlung.“

„Ist mir egal.“

„Ja oder nein?“

„Ja.“

Leslie schwieg kurz.

*Scrabble und Scrabble / Jede glitzernde CD /
Verzeiht jeden Michelin-Stern*

„Hm ...“

„Speichern?“

„Das ist ganz gut eigentlich.“
„Speichern?“
„Wofür, glaubst du, steht der Michelin-Stern?“
„Speichern?“
„Ja.“

Vielleicht half es doch nicht so gut gegen Einsamkeit. Es nährte meinen Geist, aber ich konnte es niemandem erzählen.

„Noch eins, *bitte*.“
Leslie holte Luft. Surrte zumindest.

Auf perlender Orangenblüte / Verzeiht ein Cornflake / San Francisco

Ich lächelte. „Ziemlich cool.“

„So bin ich.“

„Aber irgendwo spuckst du auch einfach nur schöne Worte aus.“

„Gedichte eben.“

„Gedichte haben einen Sinn.“

„Gib mir fünf Minuten, ich denk mir was aus.“

Wir schwiegen. Das mit den Zufallsgedichten aus der Wortsammlung hatten wir schon ganz gut raus. Klar, ein paar Begriffe hatte ich nachträglich gelöscht. Toni zum Beispiel. Oder Februar. Und Erblühen. In jedem Kontext außerhalb von Flora und Fauna klang das nach Schimmel.

... ein Skittle erblüht ...

War vielleicht ein bisschen poetisch, aber auch irgendwie eklig.

Dann hatte ich angefangen, geliebte Textpassagen abzutippen. Ich hatte schon einen ganzen Stapel an Büchern zum Übertragen. Einen Reiseführer über Paris zum Beispiel. Brandneu von 1988. Mit Stadtplan. Das Laptoplicht neben mir betäubte die Farben des Sonnenuntergangs.

Ich zog an der Zigarette.

Ich hob sie hoch. „Weißt du, woran mich das erinnert?“ Schweigen.

„Leslie?“

„Was denn?“

„Wenn die Zigarette so aufglüht.“

„Ein Glühbirnchen?“

„Was?“

„Was? Glühbirnchen sind eine Familie der Käfer mit weltweit etwa 2000 Arten, die innerhalb der Überfamilie „Weichkäferartige“ geführt werden.“

„Das sind Glühwürmchen.“

Schweigen.

„Speicherst du es gerade um?“

„Halt die Klappe.“

„Ok, sorry ...“

Ich hatte einmal ein Kapitel des kleinen Prinzen abgetippt, das über Sonnenuntergänge. Und Leslie dichtete mir daraus.

„Hm?“

„Dichte mir was aus dem kleinen Prinzen, bitte.“

„Meinetwegen:

*Schwermütig ein Planet / Dort über der Sonne warten /
Dreiundvierzig kleine Sessel.“*

„Hm. Das ist immer noch nicht so gut wie das Original-Kapitel.“

„Mach's doch selber.“

„Ok, sorry ...“

„Speichern?“

„Ja. Noch eins?“

„Musst du nicht langsam los?“

„Ich hätte dir nie meinen Terminkalender einscannen sollen...“

„Du bist auch der Einzige, der den noch von Hand schreibt.“

„Dann kann ich zumindest wählen, wer ihn zu sehen bekommt.“

„Und wieso immer ich?“

„Verrat ich nicht.“

„Was auch immer. Du musst dich noch zurechtmachen.“

„Er kommt wahrscheinlich eh nicht.“

„Du kannst dich ja trotzdem zurechtmachen.“

„Und wenn er nicht kommt?“

„Er kommt bestimmt.“

„Wenn nicht?“

„Bestimmt.“

„Wenn nicht?“

„Bestimmt.“

Ich bin mir ziemlich sicher, dass, wenn Leslie könnte, er keinen Speicherplatz für unsere Gespräche verschwenden würde.

„Noch ein letztes, *bütte*.“

„Hm.“

„Was?“

„Ich hab eins. Aber es ist super tiefgründig.“

„Sag.“

*Der Lieblichkeit nach / So liebt man weg / Die Schritte zerstreuen /
Unglücklicherweise*

„Autsch.“

„Wie gesagt.“

Ich drückte die Zigarette in einem der Blumenkästen aus.

Ein blinkendes Etwas bewegte sich unnatürlich schnell über den Himmel.

Mein Blick folgte ihm. Vielleicht war er das. Vielleicht würde er gleich landen.

„Glaubst du, er schafft es?“

„Ja.“

„Echt?“

„Ist mir eigentlich egal.“

„Na gut“, ich stand auf, „ich gehe jetzt.“

„Okay, viel Spaß im Theater.“

„Danke.“

Stille.

„Bist du noch da?“

„Ja ... Ich bin nervös.“

„Ok.“

Ich setzte mich noch mal neben ihn: „Ich muss Penelope noch reinbringen.“

„Hm.“

„Ok, tschüss dann.“

„Wir sehen uns.“

Ich schloss Leslie. Auf dem Deckel stand eines seiner ersten automatischen Gedichte graviert.

Bezirt uns / Ich bin jeder Laptop

SNIPPETS

Meine Socke ist weg! Meine Socke ist weg! Scheiß Fußfetischisten
No kink-shaming tho
Doch, jetzt schon! /
Jede Kugel seiner Wirbelsäule
Seine Knochen und Muskeln lagen anatomisch abgebildet unter seiner
gespannten Haut, ihr Zusammen- / Zwischenspiel während er aufstand
Bewegte sich wie die Wasseroberfläche des Meeres
Weich geformt / Höhen und Täler sanft / Fluid flüssig / Durchgepaust /
Gegossen Schichten und Bereiche
Sehnen
Von der Haut bedeckt
Ein Großteil nicht unterscheidbar
Nur Zusammenspiel /
Komplementär-Fruchtzwerge (Waldmeister und Erdbeere) /
Wir setzten uns in den Pavillon → die besten Dinge der Welt → mein
Salat und Nikotin / Wie stellst du dir einen Engel vor? /
Diese Idee von Himmel – mit Wolken und Jungfern und allem – das ist mir
zu ausgedacht. Aber irgendwas danach? Oder Wiedergeburt?
Ich kann es mir gar nicht anders vorstellen, als dass es eine Seele gibt.
Es kann doch nicht sein, dass wir nur aus Haut und Knochen und
Tofu-Gehirn bestehen, so wie wir die Welt erleben, was wir erschaffen.
Das geht doch nicht. /
„Worüber denkst du nach?“
„Ob ich es verstehe.“
„Und, wie sieht's aus?“
„Ich weiß nicht. Also, ich kann's anstarren und verlier mich darin und mein
Kopf wird leer, aber vielleicht bin ich auch nur hirntot.“
„Es gibt keine Gebrauchsanweisung, wie man mit Kunst umgehen soll.“
„Doch, ich bin mir ziemlich sicher, die gibt es. Hundertfach verfasst.“ /
Einen Pärchen-Sitz gebucht.
„Ups. Hab ich übersehen, sorry ...“
Er lachte und rieb sich den Nacken.
„Aber ist es nicht irgendwie süß, dass Kinos extra solche Sitze einbauen
lassen, damit Menschen besser kuscheln können?“ /
„Das war kein Versehen. Mit den Kinositzen.“
„Ich dachte, das wär echt ein Versehen.“
„Ich bin doch nicht blöd, die sind teurer!“ / Im Auto
„Wer weiß? Vielleicht steh ich *auch* auf Mädels.“

„Hmmm ...“

„Versuchst du dir gerade vorzustellen, wie ich es mit einer mach?“

„Ja.“

„Und?“

„Überzeugt mich nicht.“

Marvin Krause

476 Tage

„Was sind meine Worte wert, wenn mir keiner zuhört?“, sagte Mark.
Seit genau 476 Tagen denke ich an diese Frage. 1 Jahr, 3 Monate und 21 Tage. Es war ein Freitag. Wahrscheinlich so gegen 1 Uhr nachts. Genau weiß ich es nicht mehr. Ein Freitag im Herbst. Die Blätter waren schon tiefgelb und rot. Die Luft kühl. Der Sommer war vorbei. Die Menschen trugen dickere Jacken. Mark trug auch eine dieser Jacken. Dunkelgrün war sie. Er mochte sie nicht: „Die ist nur von meinem Vater, hab keine.“

Wir waren gerade dabei, alles aufzubauen. Kabel sortieren, Anschlüsse suchen, Boxen schleppen, Lichtstimmungen einstellen und noch schnell Benzin an der Tanke holen. Wir hatten nicht mehr viel Zeit. Der Rave war für 12 Uhr angesetzt. Die ersten Leute sind schon eingetrudelt. Ich habe nochmal alle zusammengerufen und gab letzte Notfall- und Sicherheitsanweisungen. Jessica und Sam, Polizei. Theresa, Abha und ich, Technik. Leonie, Mark und Verena, Sicherheit. Wir waren eingespielt. Wir machten das nicht zum ersten Mal. Bevor es losging, schnappte ich mir Verena noch einmal und sagte: „Bitte hilf mir, daran zu denken, dass die hintere Türe abgeschlossen bleibt!“

Der Abend verging so schnell. Ungefähr 120 sind gekommen. Und als die Sonne anfang aufzugehen, sind sie schon wieder verschwunden. Tanzende Silhouetten. Schwingen. Hüpfen. Singen. Tauchen ab. Tauchen auf. Träumen von einer gerechten Welt.

Wir fanden Mark hinten im Raum. Er lag leblos neben dem Generator am Boden. „Kohlenmonoxidvergiftung“, sagte man mir im Krankenhaus. –

„Was sind meine Worte wert, wenn mir keiner zuhört?“
Er wollte nicht mehr. Es war ihm zu viel geworden. Das Planen, das Auf- und Abbauen und die ständige Angst davor, erwischt zu werden. Ich habe ihm nicht zugehört. Ich habe an diesem Tag seine Worte ... mal wieder ... kommentarlos durch mich hindurchgehen lassen.

Er wollte schon lange aussteigen.
Heute spreche ich kaum noch. Das Schweigen hilft mir beim Zuhören. Manchmal sehe ich noch diese dunkelgrüne Jacke, die er nicht mochte. Irgendwer trägt sie in der Fußgängerzone. Genau die gleiche. Und dann sehe ich Mark zwischen den Menschen.
Nicht tot. Sondern lebendig und schaut mich aus der Ferne an.

Fangen wir mit einem Apfel an.

Ein Traum. In einem Spiegelsaal. Begeisterung. Steigert sich langsam.

Da ist so etwas Rundes mit Öffnungen.

Dadurch berühren sie die Welt.

Fassen sie an.

Tauchen in sie ein.

Wenden sich.

Blitzen hin und her.

Spitzen sich.

Ziehen sich zusammen.

Expandieren.

Und ja! Auf dem Runden mit Öffnungen sitzen so ganz dünne und fliegende Schnüre. Manchmal sieht es so aus, als ob sie schweben können.

Schwerelos sich vom Wind tragen lassen, aber auf dem Runden mit Öffnungen ... ganz oben drauf ... verankert sind.

Kleine Pause.

Eigentlich sind sie überall.

An jeder Stelle. Ganz klein und fein. Oder dick und lang. Oder nur dick.

Oder dünn und lang.

Nicht dick und dünn.

Sondern alles darüber und darunter und mittendrin.

Und manchmal flüstern sie.

Und wenn man genau hinhört, hört man sie sagen: *Hallo du. Hallo du.*

Weißt du, ich mag dich. Ich mag dich sehr. Hallo du. Hörst du mich?

Ich mag dich. Und ich schäme mich nicht dafür, dir das zu sagen.

Ich mag dich sehr. Tue mir nicht weh. Ich mag da bleiben, wo ich bin.

Ich mag dich sehr.

Eigentlich sind sie ein Chor.

Lustige und liebenswerte ... Haaaareee ... ja so werde ich sie nennen.

Haare.

Pause. Schnell weitermachen wollend.

Und! Und! Und!

Unter diesen Haaren.

Da ist etwas Weiches. Es ist ganz sanft, wenn man es berührt.

Und manchmal ... das ist sehr toll ... berührt man eine Stelle und man verwandelt sich. Man verwandelt sich in eine Gans.
Diese sanfte.
Da unter den Haaren.
Es bewegt sich, wenn staubiger Wind kommt oder wenn es vom Himmel glitzert.
Und dann spricht es auch. Etwas ganz Komisches.
Das verstehe ich nicht: Huiiii brrrrrrr, schmücke mich. Egal. Schmücke mich. Irgendwas. Schmücke mich. Ich friere.
Oder: Siehst du nicht? Siehst du nicht? Ich regne. Überall. Ich regne aus mir heraus. Aus. Ich regne. Aus und ziehen. Mir ist heiß.

Kleine Pause. Kurz nachdenkend. Verirrt. Dann klar.

Komisch ist das gar nicht. Es braucht Wärme und Kälte.

Kleine Pause.

Irgendwas muss unter ihr sein.
Unter der ... Haaaauuut ... Haut, so nenne ich sie.
Da ist ... etwas unter ihr.
Etwas, das nicht nach außen kann, weil die Haut es bedeckt.
Umhüllt.
Ein Wesen in Form, das eine Kontur gibt. Alles zusammenhält.
Wie kommt man darunter?
Wie kann man verstehen, was unter dieser Haut ist, ohne sie zu verletzen?
Ich will es wissen.
Da ist doch was. Unter der Haut.
Da muss doch das sein, was dem Wesen zu denken gibt.
Das denkende Wesen.
Oder?

Ich wette, ...

Dieser Raum erinnert mich an mein altes Klassenzimmer. Die Fenster. Der Boden. Die Stühle. Die Luft. Riecht nach Prüfungsangst. Kalten Schweiß. Panik. Haa! Ich suche... Und wo ist sie? ... die Uhr. Vor allem die Uhr erinnert mich an mein altes Klassenzimmer.

Psssst! Ich will hören, ob sie auch so tickt!

Tick. Tick. Tick. Tick. Tick.

Jaaaaaaahahahahaaaa!

Habt Ihr Lust auf eine Wette?

Ich brauche eure Hilfe.

Ich brauche eure Hilfe.

Ich wette auf ... eine Katastrophe ...?

Top, die Wette gilt!

Das Gras unter mir ist nass. Wie immer zu dieser Uhrzeit. Die Zeit: ha-ha. Ich habe Gänsehaut vom leicht frischen Wind. Die Sonne knallt auf den Sportplatz. Im Hintergrund die grelle Sirene. Die gesamte Schule steht geordnet und routiniert nach Klassen sortiert auf dem Platz. Alle jammern, weil es so heiß ist. Wärmster Sommer seit Beginn der Wetteraufzeichnung. Überall hört man das. Interessiert ja trotzdem keinen. Ich hasse diesen lauten Pfiff, bevor sie etwas ankündigen. Pfiff.

„Aufmerksamkeit bitte! Sind alle da? Das ist nicht lustig! Klassen bitte nebeneinander aufstellen und Klassensprecher*innen zur mir! Wir wollen das Schlimmste verhindern.“

Gewusel auf dem Platz. Laute schrille Stimmen überall. Prasseln auf das Trommelfell als unendliche Flut von Regen. Dazu diese aufdringliche Sirene. Der riesige Schwarm von unaufhaltsamen Jugendlichen teilt sich langsam in Ströme auf, die rückwärts laufend hin zu den Notausgängen der Schule führen. Hinauf in die Stockwerke und Gänge. Wie ein Staubsauger saugt das Klassenzimmer alle Schüler*innen wieder ein.

Die Tür knallt als letztes zu.

Ich schalte die Lichter aus und öffne die Fenster.

Caps, Flaschen und fröhliche Gesichter werden zurück auf ihren Ursprung zurückgesetzt.

Alle brav zurück auf ihrem Stuhl sitzend, schleicht sich die gewohnte Dürre wieder ein.

Sirene am Jaulen.

„Keine Panik! Alles ist unter Kontrolle. Wir machen das nicht zum ersten Mal. Selbes Prozedere, gleicher Ablauf. Ich habe euch gesagt, dass der Feueralarm um 12 Uhr klingelt. Wir wissen, was wir tun!“

Ich sitze auf meinem Platz und sehe meine Lehrer*innen, die versuchen, Verantwortung zu übernehmen. –

Ich starre auf die Uhr im Klassenzimmer.

Der große Zeiger bewegt sich rückwärts.

Die Sirene hört auf zu schreien.

11:59 und 59, 58, 57 ...

Ich wette, ohne Hoffnung ist alles nur Unterhaltung.

(offene Einladungsgeste)

niemand sein /
im nirgendwo /
das hat nichts
mit Privilegien zu tun

Helena Lange

Nazikaff

Wir nehmen uns vor, die Matheaufgaben im Bus zu machen, aber dann diskutieren wir doch Staatstheorie, Existentialismus und Kafka. Es ist 6:37 und wir würden lieber schlafen. Aber wenn wir sowieso wach sind, wollen wir auch denken. Je nach Morgen sind wir Revolutionäre oder gebrechliche Kinder, die in Naivität baden. Wir erschaffen aus unseren Gedankenkonstruktionen um uns herum eine kleine sichere Blase. Ein bisschen Distanz zu denen, die in unseren Augen den abgestumpften Durchschnitt bilden.

Jeden Tag durch gewohnte Häusergruppen aus unserem Kaff am Waldesrand heraus. Ein Außenstehender könnte meinen, dieser Ort wäre unsere Heimat, aber das Heimatgefühl beginnt und endet damit, dass wir jeden Kieselstein gewohnt sind. Wie sollten wir den Ort großartig mögen, wenn es kaum möglich ist, von hier wegzukommen? Wir lehnen uns gegen das Fenster und merken, dass wir doch zu wenig geschlafen haben, bis ein immenser Block verrosteter Bleche die einschläfernde Sicht auf die getrübbten Wolken versperrt. Daran hängt ein ausgebleichenes Banner:

DEINE ZUKUNFT. EDELSTAHLWERK.

Links vom Schriftzug starren zwei Fratzen ins Leere. Wir fragen uns, in welchem Jahrhundert die Installation an der einzigen kapitalistischen Daseinsberechtigung des Nazikaffs angebracht wurde.

7:11 werden wir im Schatten der doppeldeutig braunen Fassade am Bus-Bahnhof ausgespuckt. Am äußersten Ende des Steiges trotz der Löwenzahn mit seinem leuchtenden Antlitz den ausgelatschten Sneakern, die ihn minütlich anpöbeln. Vielleicht fördert der allgegenwärtige, süßliche Vape-Gestank sein Gelb. Wir sollten den Löwenzahn jeden Morgen grüßen, zur Würdigung. Wir könnten ihn als Guerillakämpfer betrachten. Jemand, der unbeugsam hierbleibt, nicht so wie wir.

Wohin werdet ihr gehen? Fragen sie.

Unser Blick schwenkt verunsichert über die Detailabfrage auf das spiralförmige Muster der Kaugummis am Boden. *Hauptsache weg.*

Ihr wollt den Namen des Busbahnhofs wissen. Letztendlich könnte es jeder Bahnhof sein, er bildet eine Schlaufe an einer Straße und diese mündet

in ein paar dutzend andere Straßen, um die sich ein paar hundert Plattenbauten scharen.

Warum sollten wir *hier* unser Leben verbringen wollen?

Diesmal sind nicht wir die, die mit den Schultern zucken und deren Blick auf die Kaugummispirale flüchtet.

Wir werden mit der Masse über das Pflaster des Fußwegs gespült – und irgendwo zwischen den Platten in eine Schule geschoben. Das Ziel ist, wie an allen anderen Tagen, dass die Stunden vorbeigehen. Während wir auf dem Heferrand unsere Wunschform dieser Welt aufzeichnen, erreichen wir unser Ziel jeden Tag. Immer und immer, nur mittelmäßig befriedigend.

Es ist die optimistische Ahnungslosigkeit, die uns belebt.

Dann wandeln wir wieder abgeschirmt durch philosophische Konversationen zum Bus-Bahnhof. Der Bus besitzt die Gütigkeit, alle paar Stunden vorbeizuschauen. Aber ausländerfeindliche Sticker von der eingebrochenen Glasscheibe des Unterstands zu kratzen, dauert auch eine ganze Weile.

Wer übernimmt das, wenn wir weg sind?

Erfreulicherweise gibt es Unmengen an anderen gesellschaftlich-theoretischen Streitfragen, die uns nicht betreffen. Kriert durch möglichst komplexe Fragen, steigt unsere Blase auf, über den Wald, den Bahnhof, die Platten. Dabei merken wir gar nicht, dass wir beim Einsteigen auf den Löwenzahn trampeln.

Metamorphe Baumwolle

Winzige quadratische Hochzeitsschleier
blumige weiße aus ganz weichem, leichtem Papier
unscheinbar-schäbiges Jeanstaschen-Quartier.

Tuch für nasale Entschlackung.

Schrubbt Erdpartikel von den Fingerspitzen
durch Winken vom Abschiedsschmerz freier
zu gefalteter Gestalt, wenn Gedanken blitzen
befeuchtet in der Bahnhofstoilette
eine Vase für vergessene Billigrose
zeitlose Mitbringselverpackung
Polster für gebrechliche Porzellanstatuette
Staudamm im Tränen-Trauermantel
Tintenflecke und Blut.

Verschwommener Spiegel innerer Formen.
Das Ende: kaum noch weißer Haufen Trübsal
im tristen Loch die geballten Schleier,
dutzend an der Zahl. Metamorphe Baumwolle,
die Essenz der Kurzlebigkeit unserer Sorgen.

Und der Kaffeeweißer war leer

Inge Stottmann schlägt die Zeitung zurück. Es kann wohl unmöglich schon der achte Februar sein, denkt sie. Die Zeit vergeht auch immer schneller und der Kaffeeweißer ist leer. Inge reißt sich einen Fetzen Zeitungspapier ab, es sieht aus wie aus Vollkorn. Sie schreibt (*in recht kleiner* und nach links geneigter Schrift, so als würden die Buchstaben Polonaise tanzen) *Kaffeeweißer* auf, rollt das Vollkornpapier zusammen und schiebt sich das Röllchen in den kastanienbraunen Kurzhaarschnitt. Inge, geborene Ingeborg Stottmann hat ihrem Sohn Borg den zweiten Teil ihres Namens abgegeben. Sie sieht ihn als überflüssig an und Inge ist eine von der pragmatischen Art.

Inge trägt deshalb immer Senf. Das passt zu allem, sagt sie, und man will ja schließlich nicht auffallen. Heute Morgen, da ist Inge beim Arzt gewesen. Und wie sie da so sitzt, das Hemd in Senf, die Finger gefaltet, die Falten getilgt, da fällt wieder ein Stückchen mehr ins Gelenk zurück. An diesem Gelenk arbeitet Inge schon wirklich lang. Es ist ihr seiner Zeit verrutscht und hängt nun immerzu schief. Ja und da muss sie sich was einfallen lassen. Gegen die Schiefelage. Also bindet Inge sich ihre Schnürsenkel auf englische Art und das hilft schon ein wenig.

In der Bäckerei riecht es schon fast penetrant nach Blätterteiggebäck, und das ist schon fast Belästigung. Um uns herum ist was los. Da will einer zehn Brötchen geschmiert bekommen und das um Achte rum. Hinter uns will eine gleich drei Puddingteilchen, sie sagt, sie habe Kinder, ganze drei und das erklärt natürlich einiges. Dann kommt eine Frau von Verstand ins Geschäft, und sie liebt Senf. Sie bestellt Schwarzbrot-Gurke-Käse, Scheibchen-Ei und zwei Stück Bienenstich. Das Geld ist passend, die Hand aus Krokodilleder, die Tasche ist echt, es sind weiche wilde Zeiten. Die Bäckereikulisse umschreibt die Zeit von gestern, längst haben wir den Hunger auf Amerikaner und Erdbeergeleeschnitten verloren. Hier aber schließt sich ein Bogen um uns herum, der trägt den Namen *Tradition*, sein Weg ist längst totgetrampelt und so abgelaufen, dass man den ursprünglichen Weg nicht mehr zu erkennen vermag.

Es bleibt also alles stehen und läuft uns fast schon gegenläufig über den Weg an solchen Orten.

Ümit trägt Karo. Inge (von der pragmatischen Sorte) macht die große Runde. Vesper gekauft, Dolo-Dobendan bestellt (Inge hat nen Zug gekriegt), Würstchen, und zwar Mett, und zwar zwei. Und Oliven von Ümit. Ümit trägt Karo wie manche Uniform und er sieht gut aus. Inge, die heute Sybille ein-

laden wird, hat schon den Sekt, den guten, gekauft und braucht jetzt noch grüne Oliven, die kernlosen. Und hier kommt Ümit ins Spiel, weiß alles, kennt jeden und ist nebenberuflicher Lebensnotlagenberater.

Ümit ist ursprünglich studierter Therapeut, der neben Deutsch auch Türkisch, Englisch und etwas Serbisch beherrscht (Serbisch wegen seiner Frau, ebenso schön und doppelt so klug). Aus Gründen der „Andersartigkeit“ ist Ümit aber in Laupheim West nur Olivenverkäufer und nun also zuständig für die Nöte der Dörfler und frischen Feta immer mittwochs und samstags.

Doch die ganze Geschichte zu erzählen, würde wohl zu weit führen, beinhaltet sie doch grundlegende rassistische Strukturen, deren ganzen Umfang man in Kürze nicht angemessen zu Papier bringen könnte. Es soll hier also nur fußnotenartig Erwähnung finden und der Empörung zumindest Raum geben.

Ümit, sagt zu Inge: „Wird schon werden“. Inges Linseneintopf ist nun wirklich göttlich und dann noch mit dem Sekt und allem, wer könnte Inge da nicht verfallen? Sybille, denkt Inge, der sie ihr Herz schon vor langer Zeit in die blinden Arme gelegt hat.

Sybille, ihrer Zeit eine Frau aus Mahagoni, trägt alles mit Stolz und ihre beruflichen Leistungen mit Bescheidenheit. Für junge Liebe ist sie zu alt, doch ihre wettergegerbten Hände brachten junges Leben zur Welt, seit wir selbst noch einer göttlichen Fügung zu Gunsten in jemandes Bauch und kurze Zeit später in jemandes Armen lagen. Winzig und reglos und auf eine Art ebenfalls recht wettergegerbt.

Unsere Liebe beginnt vor langer Zeit, da heißt Inge noch Ingeborg und ihr Kind schwimmt noch unbenannt in ihrem Bauch. Sybille, mit der Resilienz zweier Löwinnen und der Kampfbereitschaft einer Pumadame, sieht im Moment der Momente ein Drama, das darauf wartet, bemerkt zu werden. Um dann mit voller Wucht zuzuschlagen.

Sybille aus Mahagoni greift (und so berichten es unsere Quellen) nach dem Kind, zieht ihn unerbittlich aus den Verschlingungen von Mutters Nabelschnur und legt ihn der zitternden Inge in die Arme. Inge, von dieser Tatkraft hingerissen und von ihrem Körper maßlos enttäuscht, schaut in die winzigen salbeigrünen Augen und trennt sich von einem Teil ihrer selbst. Und so wird Borg auf einen großartigen Lebensweg geführt, der fortan von Inge (stolz wie drei) und Sybille (bescheiden wie keine) begleitet und gestärkt wird.

Ja und nun ist Borg aus dem Haus und reinigt Webmaschinen, auf beruflicher Basis versteht sich (privat ist er eher so der Bastler als der Reiniger).

Und Inge, mit Oliven und Bienenstich und frischem Feta und Mett ausgestattet, will sich nun also dem nächsten großen Projekt, den Bindungen, denen von der zwischenmenschlichen Sorte, widmen.

Abends ist dann also die Linsensuppe gekocht und gegessen, nur ein Lorbeerblatt liegt da noch. Es hat seinen Weg in Sybilles Suppenteller gefunden und sowas bringt Glück. Inge glaubt an Schicksal und Zeichen, hier hat sie dem Zufall ein wenig nachgeholfen.

Und Inge fasst sich ein Herz. Inge sagt, dass nun also Ocker und Senf doch wirklich hervorragend zusammenpassen und ob nun denn vielleicht, gesetzt den Fall, dass sich das auf Gegenseitigkeit beliefe, ob sie sich also vorstellen könnte, eine Bindung von der Intimität zweier Zugvögel eingehen zu können. Und Inge verschluckt sich nahezu an ihrer Angst. Zu viele Winter lang flog sie allein durch die kalten Winde in Richtung Süden und nun ist sie des Kartenlesens müde. Ob denn Sybille vielleicht ihre Kartenleserin sein möchte auf ihrem gemeinsamen Weg in den Süden? Dann trinkt Inge mit zittrigen Händen den stumpf gewordenen Prosecco und versucht das Gelenk zu ignorieren, das auf dem Kippunkt steht.

Und Sybille ist erst ganz still und schmilzt in den Sessel. Sie fragt sich in ihrer Bescheidenheit, ob sie des Kartenlesens mächtig genug ist, um solch eine Aufgabe zu übernehmen, doch wird ihr plötzlich richtig warm. So von Innen und so, dass es guttut. Und da weiß sie es. Dann wird Marmor auf einmal zu Karamell und es begegnen sich zwei Menschen ganz neu und ganz alt und lernen sich kennen und lassen sich gehen. Und wir schauen zu und müssen zugeben, dass solche Szenen so intim sind, dass es fast schon schmerzt. Dass Mondnächte nicht jeden Marmor weichmachen können, aber diesen wohl schon. Und wir geben auch zu, dass uns dieser Ort der Begegnung gleichermaßen mit Glück und wehmütigem Neid nachdenklich hinterlässt. Wir wollen also darüber nachdenken, wie sich die Liebe im Allgemeinen zeigt und was sie ausmacht.

Auf dem Küchentisch stehen zwei leergeessene Teller Linsensuppe.

Und wenn man darüber nachdenkt, dann sieht man in Linsensuppe und Mett vielleicht nicht gleich die Liebe in ihrer Reinform, aber Erdbeeren sind in deutschen Wintern nun mal schlecht zu bekommen. Und für Schokolade ist Sybille zu bescheiden. Und zeigt sich einmal die Weichheit der Dinge, sucht man vielleicht doch nach etwas, das schon längst da ist. Man sucht nach Erdbeeren, obwohl Winter ist, oder Boeuf Bourguignon, obwohl man eigentlich vegetarisch ist. Und neben uns wird Linsensuppe langsam kalt und vielleicht sind wir alle manchmal Opfer der Blindheit selbst an klaren Tagen.

Wir wollen nicht weiter stören und ziehen uns zurück, es bleibt nur ein Dreiviertelmond, der sich auf die Gläser heftet, an denen Fingerabdrücke miteinander verschwimmen.

Inge schlägt die Zeitung zu, sie hat vergessen, Kaffeeweißer zu kaufen. Sybilles Augen begegnen ihr und werden weich. Sybille reißt ein Stückchen Vollkorn ab und schreibt in Druckschrift (klein und ordentlich) Kaffeeweißer darauf. Das Röllchen schiebt sie sich ins Haar, sie steckt es fest mit Inges Haarspange. Die hat sie ihr heute Nacht mit fliegenden Fingern aus dem nervösen Schopf gelöst. Flausen schweben durch die Luft, die Toten bleiben in der Zeitung, Gelenke sind da, wo sie sein sollen, und in der Tasse wird der Kaffee ohne Weißer kalt.

Konstantin Stawenow

Auszüge aus Trost Land Gedichte

Windtag / Dermbacher Klippen im Februar

im Windtag, wenn die Bäume ihre toten Kinder
zu Boden schmettern, werde ich im Wald sein
sie im Fall zu fangen oder wieder aufzulesen
vielleicht dem Leben nachzuhoffen, vielleicht
auch, um nicht dazustehen, unterm Rauschen
der Buchenkronen zwischen glatten Stämmen
auf der vergrabenen Erde, dem letzten Rot
wo es mir den Atem verdrückt, den Schritt erschwert
mich nicht gehen lässt, als wäre ich ein Lebender mit Absichten
mit Kamera und Mikrofon, ein Drama zu dokumentieren
aber was gibt es hier zu sehen und was zu hören, frage ich
im Wald keine Stimme

Zwischen den Stürmen / Gera-Ufer im Februar

verstümmelte Kopfweiden im Gerawasser, Folientüten
Koppelzäune und Amselnester um ihre Hüften geschwemmt
das Schilf von Zeynep übers Ufer gedrückt und letzte
Krähenrufe aus den zerbrochenen Erlen warnen vor Vögeln
die unsichtbar Kreise in die Strömung spucken
den Blumenstrauß trägt sie dennoch aus der Stadt

Wald Ephraim / Ibengarten im März

unter der Sonne
in den Ibengarten gehen
drei Krähen
am Himmel ohne Angst
meine Fixpunkte
auf dem Weg dahin

wir leben im Zeitalter der Vögel
verraten mir die Augen der Eiben
in denen Nester wachsen
keine Misteln

wären wir ohne Haut geboren
könnten wir fliegen
könnten wir alles sein raunen sie
lassen Paulus vorübergehen
greifen Abschalom auf

Europa / Staudt-Blick im April

der Ruf eines Eichelhähers
aus den in den Schlaf gerissenen Wäldern
der Flug fünf letzter Raben
vor der Ferne des Staudt-Blicks
und die Schatten kleiner Wolken
auf weißen Feldern zur Zeit
des Kieferknisterns in der
doch kein Schnee liegen soll
vor allem nicht zu dieser Zeit des Heils
und der giftlosen Stacheln
aber vor allem nicht
mitten in Europa

Muschelkalkenklave / Dermbacher Klippen in den Eisheiligen

und es war, als sie ihr Herz verlor, als ich den Aufhang nahm
den schmalen Pfad zur Sonne, wo dem Muschelkalk etwas
aufgebäumt wurde, sich Sohlen und Wurzeln Wege suchten
und die Buchen dem Schatten wieder ihre Zweige reichten
weil dieser um das Unterholz wusste, das sich mir sonst ergeben hätte

kein Stück Felsen weiß um meine Liebe, kein Stück Knochen
von der Mühe der Brüche beim Absprung auf Laub vergangener Jahre
oder dem Verlangen, meine Rechte hier abzulegen, liegen zu lassen
dem Gestein, dem Grund zu übergeben,
dass aus den Fingern Zweige werden
aus den Nägeln Knospen

Neumondfittiche / Geradam am Pfingstvorabend

der Mann im Mond wird kurz zu Gott
wird ihm die Sichel zu schmal
steigt er auf den Damm herab
geht da, wie aus Lehm
hat das Mückensäuseln in den Ohren
und keinen Ort zu bleiben

Krateraugen besehen Forellen im Fluss
am anderen Ufer Schafe, ein Reiher
den Schnabel unter Kopfweiden gesenkt
das Rot der Windkraftwerke gibt von Weitem
Zeichen ihre Flügel weder Stecken noch Stab
wie sollen sie das Wasser teilen

Für einen Leuchtkäfer / Bernshäuser Kutte im Juni

in einer vorläufigen Nacht, im Traumfang
erst ein Schatten, dann eine Hand
von unten, aus der Nässe gehoben
das Licht, hinter den Fingern schon
ein anderes

Zeit der Vögel / Gera-Aue im September

vor Ringleben tragen die Kühe Schwalben an den Hufen
die roten Holunderdolden greifen ins Leere
ihre schwarzen Beeren von Staren gepflückt

ein Stoß Tauben aus der Pappel, ich
ein Weidenkind, erinnere mich
an die Schatten der Weberknechte

der Ulme fehlen auf Bauchhöhe Borke
und Bast, der Weißdorn duldet keinen
Verbiss, am Mühlarm zieht die Herde weiter

im Ort liegen Kissen in den Fenstern
Großvater hat den Hahn geköpft und
mir die Federn geschenkt

Letzte Worte / Rom im November

was soll ich Dostojewskij
meinem Killer sagen
hier im kalten Rom
Anfang November

wenn nur noch Blätter blühen
Stare in den Bäumen schlafen
Menschen an den Hälsen frieren
und jeder sich zu helfen weiß

ich die fünf Patronen der Weisheit
zwischen Bonbonpapier
und anderen leeren Hülsen
verschwinden lasse

bloß die sechste aufbewahre
für Gedichte oder Abschiedsbriefe
und sie dann doch vergrabe
weil von mir hier sonst nichts bleibt

weder Handdruck noch Münze
oder Einschussloch
nur der Blindgänger
mit den offenen Augen

Kain / Gera-Aue in den Raunächten

Trostland, wo finde ich dich
auf den wasserstehenden Wiesen
im vertrockneten Schilf, am kleinen Bach
auf den weiten Feldern, hinter den Zäunen

oder im Gänseschrei (des Pflugs linke Flanke)
oder in der Hasensee, im Fuchsgewissen
im Nadelstreifen der alten Leitungen

habe in den schmalen Gräben gesucht
am Feldrand Weidezaun betrachtet
die Pfosten mit Altöl getränkt
und die gefrorenen Pfützen umgangen

ja aber, wo bist du

Hannah Klitzke

Gedichte in Borna

Prolog

(auf dem Aufstell Schild vor den Toiletten im Edeka-Center)

Wir bitten um ihr Verständnis, dass aus ungeklärten Mietverhältnissen und der derzeitigen Covid-19-Situation die Toiletten bis auf Weiteres gesperrt sind.

!!!Ebenfalls bitten wir Sie, Ihre Notdurft aus Frust nicht vor den Toiletten zu entrichten!!!

Vielen Dank

I

der hund pisst mir vor die füße
es fällt ein gedanke in die pisse-pfütze
er saugt sich voll
die pfütze ist jetzt weg.

ich traue mich nicht mehr, ihn aufzuheben
soll ich mir einen neuen denken?
auf den gedanken fallen ein paar tränen
er saugt sich voller

dann kommt der hund wieder
saugt ihn aus
und hustet eine neue
pisse-pfütze direkt daneben

durch die pissewärme wurde der gedanke zerkocht
in ihr schwimmen jetzt lauter ideenfetzen
aber kein ganzer gedanke mehr

ich beuge mich vorn über
puste die pfütze an
der pissegeruch nimmt meine übrigen gedanken ein

eine pfütze ist eine landschaftsformkategorie
ich wäre auch gern eine landschaftsformkategorie
der hund auch

ist eine pfütze mit ideenbröseln aber noch eine pfütze
oder lauwarmer ideenbrühe?

der hund probiert nochmal zu pissen
ich probiere nochmal zu denken
beides klappt nicht.

II

Endstation Borna
leere Plastikpackungen Leckermäuler

niemand sein
im Nirgendwo

das hat nichts mit Privilegien zu tun.

III

lass dich nicht BRD'lern
schreit der Asphalt
vorm Bistro Bon Voyage
neben der Cocktailbar Copa Cabana
zwischen Salon Ludwig
und dem schwarzen und roten Netto
Unterhaltungselektronik Gabler
Capri-Sonne, Energy und Bitterstofftropfen
auf der Wendeltreppe vor'm KiK-Parkplatz
Peppa-Wutz-Musical und Fanta-Mentos
in der Auslage der Peitzsch Glaserei
vor dem Sanitätshaus Haas
ein alter Herr
im Elektro-Roller
von der Art
wie ich sie immer schon mal fahren wollte
setze mich drauf
der Sitz noch warm
und gut eingesessen
die Luft riecht nach Provinz
und ich düse davon

IV

alles muss raus
überall alles
alles über
nichts darf übrigbleiben
überall alles
Leerverkauf
Verkauf von alles
alles weg irgendwann hoffentlich
nicht
alles überall raus
alles raus
überall

VI

bedrückend und stickig

platzangst

luftangst

angst zu platzen

übelkeit

schon zwei minuten zu spät

jetzt erstickungsgefahr

mit aufwärmfaktorschwindel

aus dem fenster schauen

sich vorstellen, frische luft zu atmen

zu schnell

wieder übelkeit, warmes wasser

deodorant inhalieren

scheiben einschlagen

sich nach draußen fallen lassen

eine wiese finden

sich hinlegen

den himmel anstarren

um die eigene freiheit glücklich sein

vorstellung

vorhang fällt

busluft

VII

Wenn ich schlecht schlafe, kriege ich davon trockene Hände, aber kann mich besser konzentrieren. So läuft das hier nun mal, komm damit klar.

VIII

suche nachtreviere
in provinzgedanken

flüssiges land
und feste ideen

schönheit angepriesen
dann weggeraucht

elstar, booskop, jonagold
zwischen flatterndem
waschmaschinenpatriotismus
wird gegessen, was auf den tisch kommt

freiheit, sowat jibt it nich
sagt die alte dame
der tee vor uns dampft

damals zu ddr-zeiten
flüstert sie heiser
und zündet sich die nächste an

meine kinder haben mich ausgetrunken
aber die zigaretten waren billiger

IX

auch das schreiben verändert sich
harte ohrfeigen auf der tastatur
ich möchte gern kotzen vor
freude und wut
vor himmlichkeit und unmut
ich habe nie schwimmen gelernt
und über generationen hinaus
bereue ich so vieles

X

dunkelblaue wolken drücken die
gelbe sonne in den horizont
rechts neben mir
läuft auf dem
dunkelblau karierten zugsitz
mein gelber smoothie aus

sonnenuntergänge
riechen so gut

XI

im Hotel Drei Rosen
denke ich über Vergänglichkeit nach
zwischen zwanzig Tierkadavern
ein grünes Blatt Papier
auf dem ich meine Ideen zerkaue

meine Oma schaut
14:10 Uhr
Rote Rosen
ich auch, jeden Tag
so haben wir ein Gesprächsthema
dass sich nicht um Vergänglichkeit dreht
oder Glückwunschsprüche

grüne Blätter Papier
gibt es kaum an der Küste
und da riecht es weniger nach Öl
mehr nach Verrottetem
dass mit der Zeit verweicht
bevor es im Meer
zu Vergänglichkeit wird

XII

kraftakt

das saufen als prädikat der leitkultur
brüll doch nicht so
und dann beichte:

ein muss ohne wollen
ein wollen ohne können
ein können ohne muss
das ideal ist kräftigsein

XIII

hatschi! schönheit! danke!



etwas zum festhalten
vielleicht

Der letzte Sonnenstrahl

Prolog: Lia, 16 Jahre, Deutschland

Ich stand an dem großen Panoramafenster, das von meinem großen, elegant eingerichteten Zimmer im dritten Stockwerk den Blick auf den riesigen, gepflegten Garten unserer Villa freigab, und beobachtete verträumt die untergehende Sonne, die beinahe hinter den Bäumen des angrenzenden Waldes verschwunden war.

Auf einmal mischte sich aber ein schlimmer Gedanke unter die Schönheit des rot glühenden Himmels. Jeder Mensch auf dieser Welt sah am Himmel dieselbe Sonne. Was würde die Sonne sehen, wenn sie hier untergegangen war ... Oder besser, was würde sie nicht sehen?

Kapitel 1: Natalia, 14 Jahre, Ukraine

Der Alarm war vor ungefähr fünf Minuten ausgebrochen. Wir hatten es alle geahnt, jeder hatte sich vorbereitet, alle hatten geplant, was sie tun würden, wenn es passierte, aber nach seinen Plänen gehandelt hatte fast niemand. Wir alle hatten gedacht, wir wären vorbereitet gewesen, aber in Wirklichkeit hatten wir uns das nur eingeredet. Das Alarmsignal war ertönt, als ich mit meinem Hund Skye irgendwo in den Straßen der Stadt unterwegs gewesen war. Sofort war ich losgerannt, aber ich war nicht schnell genug gewesen. Die erste Bombe war ein paar Sekunden später explodiert, keine zweihundert Meter von mir entfernt. Mittlerweile hatte ich aufgehört, die Explosionen zu zählen, und konzentrierte mich nur noch darauf, ohne schwerwiegenden Schaden in den Bunker zu kommen.

Mit zusammengepressten Lippen ging ich an einer Frau mit Koffer in der Hand und zwei Kindern auf den Armen vorbei und stand endlich vor der Tür des Hochhauses, in der unsere Wohnung lag. Ich nahm den Schlüssel aus meiner Jackentasche und steckte ihn ins Schloss. Schneller, sagte ich mir, während ich Probleme damit hatte, gleichzeitig die Tür zu öffnen und Skye nicht loszulassen. Mein Hund drückte sich währenddessen ängstlich an mich und beobachtete mit geweiteten Augen die Ereignisse.

Im Treppenhaus überlegte ich kurz, sofort in den Bunker zu gehen, aber dann entschloss ich mich, zu prüfen, ob meine Eltern noch in der Wohnung waren. Was, wenn sie irgendetwas daran gehindert hatte, die Wohnung zu verlassen?

Ich drückte mehrmals hintereinander auf den Knopf für den Aufzug, aber, wie fast immer, war der Aufzug kaputt. Na toll. Ich trat gegen die Aufzugtür, aber da das auch nichts brachte, sprintete ich die Treppe hinauf. Obwohl ich drei Stufen auf einmal nahm, war ich nicht schnell genug oben. Aus dem Fenster sah ich, wie das Haus auf der anderen Straßenseite in die Luft flog. Der Knall war so ohrenbetäubend, dass ich Skye losließ und die Hände auf meine Ohren presste. Benommen stand ich da und hörte einige Sekunden lang bloß meinen Herzschlag. Dann bemerkte ich, dass Skye nicht mehr neben mir war. Ich schaute mich um und sah sie auf der Treppe. Ich wollte ihr hinterherrennen, aber nur einen Augenblick später schlug eine weitere Bombe ein, ein paar Stockwerke über mir. Instinktiv warf ich mich flach auf den Boden und schützte meinen Kopf mit den Händen. Ich hoffte inständig, dass meine Eltern es in den Bunker geschafft hatten.

Ein Stück der Wand fiel auf meinen Rücken und trieb mir die Luft aus den Lungen. Zappelnd versuchte ich mich zu befreien, bis der Brocken ein wenig zur Seite rutschte und ich endlich wieder einatmen konnte. Nur kurz, denn sofort begruben mich weitere Brocken von dem, was einmal ein Hochhaus gewesen war, unter sich. Ohne atmen zu können wartete ich ein paar endlose Momente und versuchte, sobald alles wieder ruhig war, die Brocken erneut von mir wegzuschieben. Ich bekam immer noch keine Luft, aber trotzdem gab ich nicht auf. Ängstlich bemerkte ich, wie wenig Zeit ich noch hatte, bevor ich wieder Sauerstoff brauchen würde. Meine Hände wurden mit jeder Sekunde zittriger und schwächer. Ich versuchte, den Brocken von mir wegzuschieben, der mich vom Atmen hinderte. Nach ein paar Sekunden gab ich auf und sah nach oben, wo zwischen den Trümmern des Hochhauses ein kleiner Sonnenstrahl hindurchschien. Ein kleines bisschen Licht traf auf mein Gesicht und ich zappelte nicht mehr, um das Trümmerteil auf meinem Rücken loszuwerden. Ganz ruhig lag ich da und ließ die Sonne mein Gesicht wärmen. Meine Augen schlossen sich im Licht und ich konnte die Rufe und Schreie der Menschen auf der Straße nicht mehr hören.

Kapitel 2: Meral, 17 Jahre, Iran

Stolz hielt ich mein Schild in die Luft. Meine Angst ließ sich von dem Gefühl, endlich für meine Rechte einzustehen, zurückdrängen, aber trotzdem sah ich mich alle paar Meter kurz und verstohlen um. Ich ließ mich von der Menge mitreißen und marschierte zusammen mit den meisten der Frauen aus meiner Nachbarschaft durch die breiten Straßen. Immer wieder rief ich, was auch auf dem Stück Pappe in meinen Händen stand: „Frauen und Männer haben die gleichen Rechte!“

Plötzlich hörte ich Geschrei und Rufe weiter vorne. Aufruhr kam in die Demonstranten und die Menge teilte sich. Viele rannten davon, warfen ihre Schilder weg und versteckten sich unter parkenden Autos oder in den Türnischen der umliegenden Häuser. Jetzt sah ich auch, was da vorne passierte: Eine Gruppe von Polizisten drängte sich durch die Menschenmenge, sie schossen willkürlich mit ihren Pistolen um sich. Die Frauen, die nicht fliehen oder sich verstecken konnten, gingen nach und nach zu Boden. Der Asphalt der Straße wurde zu einem roten Teppich aus Blut, das aus den verschiedenen Wunden in den Körpern der am Boden liegenden und knienden Frauen strömte. Mit aufgerissenen Augen beobachtete ich das Geschehen einen Augenblick lang, dann drehte ich mich um und rannte. Die Polizisten waren nun nicht mehr weit entfernt und ich hörte Schüsse hinter mir, aber ich rannte unbeirrt weiter. Mein Schild ließ ich nach ein paar Metern los, das war jetzt auch egal. Hauptsache, ich konnte das hier überleben.

„Fangt sie!“, schrie hinter mir jemand, und ich hörte Schritte, die sich mir näherten. So schnell ich konnte, rannte ich durch die Straße. Nur noch fünfzig Meter bis zur Biegung. Hinter dieser Biegung waren die Straßen so verwinkelt und klein, dass sie mich niemals finden würden. Dreißig Meter. Ich war außer Puste und wollte am liebsten anhalten und nach Luft schnappen, aber ich konnte nicht. Fünfzehn Meter. Ich dachte an meine große Schwester, die auch demonstriert hatte. Ob es ihr gut ging? Fünf Meter. Ich wollte gerade um die Ecke biegen, da bohrte sich etwas in meinen Rücken. Ich sank zu Boden und tastete mit meiner Hand über meinen Rücken. Als ich die Hand anschaute, war sie blutverschmiert. Erschöpft ließ ich meinen Kopf auf den Asphalt sinken und sah die Polizisten, die jetzt nur noch ein paar Meter von mir entfernt waren und immer weiter auf mich zukamen. Ich sah zum Himmel hinauf, während ich spürte, wie mein Oberteil das Blut aus der Wunde aufsaugte und an meinem Körper klebte.

Das helle Licht der Sonne blendete mich und ich kniff die Augen zusammen.

Ich sah die Umriss der Polizisten, die sich über mich beugten. Ich hörte die Worte von einem von ihnen, der sagte: „Die lebt noch.“ Dann richtete ein anderer seine Pistole auf mich. Ich wandte meinen Blick von ihnen ab und sah ein letztes Mal hinauf zur Sonne. Langsam schloss ich meine Augen und nur einen Moment später hörte ich den Knall des Schusses. Das war das letzte, was ich hörte.

Kapitel 3: Djamila, 13 Jahre, Syrien

„Platz da! Macht Platz!“, rief mein Vater, während er mich gemeinsam mit meinem älteren Bruder Dayan auf einer improvisierten Trage zwischen den Zelten und Hütten hindurch durch das noch etwas verschlafene Lager trug. Die Frauen am Brunnen ließen ihre Wassereimer sinken, Kinder, die mit selbstgemachten Spielzeugen aus Müll und manchmal sogar aus Holz spielten, sahen auf. Ich erkannte die Schemen der Menschen, die zur Seite wichen, als sie uns sahen. Im Laufschrift brachten mich mein Vater und mein Bruder zum Arzt, oder besser gesagt, zu dem Mann, der in seinem früheren Leben einmal Arzt gewesen war und uns jetzt mit seinen provisorischen Medikamenten versuchte, zu helfen. Als ich meinen Kopf drehte, sah ich den verschwommenen Umriss seiner Hütte, die etwas größer war als die, die wir uns gebaut hatten. Das aus Stöcken und Müll bestehende Gebäude sah zwar so aus, als könnte es jeden Moment einstürzen, aber es war besser als das alte Zelt, das den Regen und den Wind nicht mehr abhalten konnte und in dem meine Familie momentan lebte. Ich erinnerte mich kurz zurück an unser altes Leben, unser Leben vor dem Krieg, das schöne Haus, das zerbombt worden war ... Mein schmerzender Kopf riss mich zurück in die Gegenwart. Ich durfte nicht zu viel denken, sonst fühlte mein Kopf sich noch heißer an, als er ohnehin schon war.

Ich hörte eine Stimme, doch ich konnte die Worte, die sie sprach, nicht verstehen, was entweder daran liegen konnte, dass ich so krank war, oder daran, dass die Person so nuschelte. Wahrscheinlich war letzteres der Grund, denn die Worte meines Vaters konnte ich klar und deutlich verstehen. „Sie ist heute Morgen aufgewacht und ihr Kopf war heiß, sie kann fast nicht mehr gehen, weil sie anscheinend solche Schmerzen hat. Nicht einmal etwas hochheben kann sie, weil sie so schwach ist.“ Wieder nuschelte der Arzt etwas Unverständliches in seinen Bart und beugte sich über mich.

Mittlerweile hatten mein Vater und Dayan mich mit der Trage auf einen kleinen Tisch gelegt, von wo ich fast den ganzen Raum im Blick hatte, ohne den Kopf zu sehr drehen zu müssen. Trotzdem konnte ich nur die Umriss der Menschen und Gegenstände erkennen, die immer wieder scharf wurden und dann verschwammen, sodass die Konturen ineinander verliefen. Ich konzentrierte mich darauf, meine Atmung zu kontrollieren, denn ich atmete schwer, als ob ich eben einen Berg hinaufgerannt wäre.

Der Arzt legte mir seine Hand auf die Stirn, fühlte meinen Puls und bewegte meine Arme und Beine, während es mir immer schlechter ging. Ich wollte meine Augen schließen, doch ich hatte Angst, dass sie sich dann nie wieder öffnen würden. Jetzt ging der Arzt zu einem kleinen selbstgebauten Regal in der Ecke des Raumes und nahm etwas heraus. Als er es mir in die Hand gab, erkannte ich, dass es eine Kiste war. Ich wusste nicht, was sich darin befand, aber obwohl es nicht schwer war, glitt es mir aus den Fingern und fiel mit einem Scheppern zu Boden. Kraftlos ließ ich meine Hand wieder sinken und hörte, wie der Arzt etwas zu meinem Vater sagte. Ich sah, dass er laut antwortete, aber diesmal erschien mir seine Stimme ebenfalls so unverständlich. Plötzlich wurden alle Menschen im Raum hektisch und folgten den geschelten Anweisungen des Arztes, die ich jetzt kaum noch hören konnte. Jemand, ich konnte nicht mehr erkennen, wer es war, drückte mir etwas Kühles auf die Stirn, aber es brachte nichts mehr. Der Schmerz in meinem Brustkorb wurde immer stärker und stärker, und irgendwann konnte ich nicht mehr widerstehen und meine Augenlider senkten sich herab. Durch meine nur noch halb offenen Augen erkannte ich gerade noch, wie auf einmal Ruhe einkehrte und sich niemand mehr im Raum bewegte. Jemand schloss das einzige kleine Fenster der Hütte mit einem Stoffetzen, der als Vorhang diente, und verbannte die Sonne, die bisher noch auf mein Gesicht geschienen hatte, aus meinem Blickfeld. Es wurde dunkel im Raum und voller Schmerzen schloss ich meine Augen, in dem Wissen, dass sie sich nie wieder öffnen würden.

Kapitel 4: Fatima, 12 Jahre, Libyen

Das Schlauchboot schwankte so sehr, dass ich mich an dem Mann neben mir festhalten musste, um nicht in die hohen Wellen des Mittelmeers zu stürzen. Ich wusste, dass das Schlauchboot viel zu klein für uns alle war,

aber es hatte keine andere Möglichkeit gegeben. Mein Onkel hatte das Boot heute Morgen aufgepumpt, als es noch dunkel gewesen war, und sofort waren wir von einer Menschentraube umringt gewesen, die auch flüchten wollte. Natürlich hatten wir sie alle mitgenommen. Wir wussten, dass es gefährlich war, nur auf so einem kleinen Boot mitten auf dem Meer unterwegs zu sein, aber es war immer noch besser als der Bürgerkrieg, der zu Hause tobte. Hier hatten wir wenigstens eine Chance, gerettet zu werden, anders als im Bürgerkrieg. Viele der Menschen, die ich kannte, hatten die Hoffnung auf einen Sieg schon längst aufgegeben.

Plötzlich kam Bewegung in die Menschen auf dem Boot. Rufe ertönten. Neugierig sah ich mich um, aber die meisten hier waren größer als ich und blockierten meine Sicht. „Was ist da vorne los?“, fragte ich eine Frau, die ebenfalls in diese Richtung starrte und lächelte. „Was da los ist? Ein Schiff! Das ist nicht die libysche Küstenwache! Das ist ein Rettungsschiff! Wir sind gerettet! Wir sind gerettet!“ Die Frau lachte und umarmte ein Kind, das offenbar ihr Sohn war.

Ich wollte auch lachen, wollte auch rufen, aber auf einmal erfasste eine gigantische Welle das Boot. Es schaukelte und jeder musste sich an jemand anderem festhalten. Ich streckte meine Hände aus, aber ich bekam nichts zu fassen. Von den starken Schwankungen wurde ich über Bord geworfen und tauchte in das kalte Wasser ein. Ich hielt die Luft an und versuchte, nach oben zu schwimmen, damit ich wieder atmen konnte, aber ich konnte nicht schwimmen. Ich zappelte im Wasser und schaffte es tatsächlich, mich ein wenig nach oben zu bewegen, aber ich wurde sofort wieder von der nächsten Welle nach unten getrieben. Ich wollte die Luft weiter anhalten, aber ich musste ausatmen. Ich sah, wie Bläschen aus meinem Mund kamen und im Gegensatz zu mir nach oben aufstiegen. Ich brauchte Sauerstoff, jetzt sofort. Die Wasseroberfläche schien jedoch so weit entfernt, dass ich sie niemals erreichen würde. Ich bemerkte, wie meine Hände schwach wurden und hörte auf, mit meinen Armen zu rudern.

Auf einmal spürte ich Bewegungen im Wasser, sah auf und erkannte die Unterseite eines kleinen Motorbootes, das über mich hinwegbrauste und auf das Schlauchboot zuhielt. Das war die Rettung. Ich musste nur nach oben schwimmen ...

Das Motorboot war beim Schlauchboot angekommen und ich sah nun wieder die Reflexion der Sonne im Wasser, die das Boot zuvor blockiert hatte. Ich schloss meine Augen und sank langsam und bewegungslos weiter nach unten.

Kapitel 5: Ayla, 15 Jahre, Afghanistan

„Nein, will ich nicht!“, dachte ich, aber als ich zu meinen Eltern hinübersah und ihren drängenden Blick bemerkte, sagte ich widerwillig: „Ja, ich will.“ Applaus. Ich konnte nicht fassen, dass die Menschen hier applaudierten. Der Mann vor mir war etwa zwanzig Jahre alt und ich sah ihn heute zum ersten Mal. Er war überhaupt nicht mein Typ und die Art, wie er dastand, mit dem etwas gehobenen Kopf und dem abwertenden Blick, ließ mich erschauern. Das sollte der Mann sein, mit dem ich mein Leben verbringen musste. Jeden Tag und jede Nacht.

„Ihr dürft euch jetzt küssen“, sagte der Pfarrer mit seiner ruhigen, tiefen Stimme. Amir beugte sich zu mir hinunter und küsste mich auf den Mund. Der Kuss fühlte sich nicht richtig an. Ich wollte mich aus seiner halbherzigen Umarmung befreien, aber ich wusste, dass ich das nicht durfte. Ich wollte mir nicht ausmalen, was meine Eltern dann mit mir machen würden. Also küsste ich ihn und versuchte, es möglichst liebevoll wirken zu lassen, obwohl sich jede Zelle meines Körpers dagegen sträubte.

Nach ein paar Sekunden, die mir wie schrecklich endlose Jahre erschienen, ließ Amir mich los und drehte sich zu den versammelten Menschen um, die wie wild applaudierten. Ich stand wie benommen da und bemerkte fast gar nicht, wie er mich an der Schulter packte und zur Menschenmenge drehte. Als hätte er eine Schlacht gewonnen, stieß Amir seine Hand in die Luft, während er mich mit der anderen immer noch fest umklammerte. Ich wollte mich aus dieser Umklammerung lösen, aber ich wusste, dass ich gegen einen erwachsenen Mann wie ihn keine Chance hatte.

Als langsam wieder Stille eintrat, räusperte er sich vielversprechend, drehte sich zu mir, als ob ihn meine Meinung interessieren würde, und meinte dann wieder zum Publikum gewandt mit feierlicher Stimme: „Das Buffet ist eröffnet!“

Eigentlich war es gar kein Buffet, sondern eher ein Bankett. Auf einem riesigen Tisch, der an der Seite des gigantischen Raumes stand, waren unzählbare Speisen und Nachtsche auf wunderschönen Tabletten und Tellern dekorativ drapiert, sodass ich sie vor lauter Schönheit gar nicht essen wollte. Trotzdem wollte ich von dem kleinen Podium hinabsteigen, um mir einen Teller zu holen und etwas von der lecker aussehenden Suppe probieren, die die Mutter von Amir mitgebracht hatte, aber Amir hielt mich an der Schulter zurück. „Nein, nein, nein, du isst nichts. Du darfst das Essen, was noch übrig ist, wenn alle wieder weg sind.“ Entrüstet sah ich ihn

an und wollte protestieren, aber etwas in seinem Blick ließ mich erstarren. Seine Augen leuchteten förmlich, als er mich anstarrte, als wäre ich ein Alien. Ich fragte mich, ob er vor der Hochzeit schon Fotos von mir gesehen hatte, oder ob er mich, genau wie ich ihn, heute das erste Mal gesehen hatte. Die Cousine einer Freundin von mir lebte in Deutschland und hatte einmal erzählt, dass man dort heiraten konnte, wen man wollte. Ich war so verwundert gewesen, als sie das erzählt hatte, und ich konnte es immer noch nicht wirklich glauben.

„Hey!“, meinte Amir harsch und stieß mich sanft an. Ich wurde aus meinen Erinnerungen gerissen und sah ihn an. Genervt rollte er mit seinen Augen und sagte: „Wenn du immer so ein Tagträumer bist, dann wird das nichts!“ Schuldbewusst sah ich zu Boden und nuschelte kaum hörbar: „Tut mir leid ...“ Er zog seine Augenbrauen hoch und ließ seinen Blick kurz über die Menge schweifen, die sich auf das viele Essen stürzte. „Komm mit“, zischte er und zog mich an der Wand entlang durch den Raum. Er öffnete von allen unbemerkt eine kleine Tür, die man, weil sie in derselben Farbe lackiert war wie der Rest der Wand, fast nicht erkennen konnte, wenn man nicht wusste, dass sie dort war.

Die Tür klemmte ein wenig, und während er versuchte, sie aufzuziehen, fragte ich verwirrt: „Was machst du? Feiern wir nicht mit den anderen?“ Er drehte sich zu mir um und grinste vielsagend. „Wir feiern allein“, erwiderte er, zupfte kurz an meinem Kleid herum und wandte sich dann wieder der Tür zu. Ängstlich zog ich mein Gewand wieder zurecht und starrte ihn fassungslos mit großen Augen an. Meinte er wirklich ... Ich wollte weglaufen, diesen Ort für immer verlassen, aber wir waren jetzt verheiratet. Ich war nicht mehr als sein Eigentum. Ich widerstrebte, als die Tür aufschwang und Amir mich in das kleine Zimmer zog, das sich als Abstellkammer entpuppte. Ich drehte mich um, bevor er die Tür hinter uns zuzog, und sah gerade noch die helle Sonne, die durch die riesigen Fenster schien und den Saal hell und freundlich erscheinen ließ, bevor er die Tür schloss und es dunkel in der Kammer wurde.

Valerie Zichy

etwas zum festhalten vielleicht

*stobreč, dalmatien. november 1537.
dritter tag.*

die landschaft fällt auseinander & dem kind in die augen.

hier ein umgestürzter baum, dort
ein von brücken zerschnittener fluss, eine von
händen zerschnittene brücke
eine von händen zerschnittene hand

das kind hat blasen an den füßen, denn
die schuhe essen die zehen auf
beißen an den fersen, fressen
löcher in die haut, es
brennt
an den sohlen & in den augen

das kind hat seine muscheln zuhause vergessen.

das kind hat mondmuscheln & sonnenmuscheln,
das kind hat muscheln mit kämmen & zacken & zähnen & jetzt
hat das kind keine muscheln mehr, denn zuhause liegt irgendwo
hinter dem rücken irgendwo
dort
liegt ein stück haus nicht weit vom meer, darin ein zimmer,
in dem zimmer ein bett unter dem bett die muscheln
dort
liegt das kind & lächelt, wenn es ans aufwachen denkt

hier

würde das kind am liebsten nicht mehr aufwachen

würde am liebsten schlafen
schlafen
schlafen

wäre am liebsten echo
echo ohne mensch dahinter, ohne
zunge ohne fingernägel ohne kratzen im hals

es regnet & das kind denkt
zu viel & die mutter sagt

auch das noch
halt dich fest an mir

& das kind nimmt ihre hand & hält sich fest & die knöchel werden weiß &
es regnet & das kind weint
nicht & das kind denkt

lass mich bitte nicht los

& das regenwasser rinnt die wimpern hinunter, bleibt am kinn hängen &
das kind schluckt & das kind schluckt & das kind schluckt & weint weiter
keine träne.

siebter tag.

der kopf des kindes ist voll mit alter zeit.

sie gehen durch ein dorf,
die moschee verbrannt, die kirche zerstört
häuser mit ausgestochenen augen, es weint aus ihnen heraus

jemand hat der landschaft die wirbelsäule gebrochen,
bei jedem schritt knackst eine rippe unter den füßen.

das kind denkt sich fort.

denkt wellengeräusche, krabbenscheren
denkt an regentage in grau, an soparnik mit mangoldfarben,
an das gefühl von schlick zwischen den zehen

hält sich fest
am ärmel an der mutter, an der mohnblume am wegrand (rot)

die sonne verbrennt dem kind die handrücken, es ist heiß
& die mutter legt ihm nassen stoff auf die stirn

pass auf, dass es nicht runterfällt

das kind nickt,
passt auf.

elfter tag.

das kind hat heimweh.

es fragt die mutter, wann die träume zähne bekommen haben
die mutter sagt

das sind erst die milchzähne
wart ab bis sie älter sind

das kind will nicht warten. das kind will
viel, das kind will
mit mila fischen gehen, die netze voll schuppen
das kind will
das meer sehen, bis in seinen augen kein platz mehr ist vor lauter blau
das kind will
den bruder umarmen, mit der großmutter glut über brote streuen,
das kind will
viel, das kind will
zu viel, das kind will
nach hause

das ist alles

sagt es der mutter, die schüttelt den kopf
streicht dem kind die haare aus der stirn

das ist schon zu viel

neunzehnter tag.

wenn das kind nicht mehr gehen kann, trägt die mutter
es auf den schultern.

das kind ist dann groß, sieht wald wald wald,
ein wald mit kleinen bäumen hier
wächst alles geduckt
als würden die pflanzen auch versuchen, sich zu verstecken,
denkt das kind &
vergräbt die hände im kopftuch der mutter,
sucht nach den haarsträhnen darin

fragmente einer familiengeschichte

in den gängen der ausländerbehörde verirrt man sich und jedes mal, wenn man heraustritt, fühlt es sich immer noch nicht so an, als hätte man ihr ende erreicht. durch die fenster der büros fließt immer dasselbe graue licht, und wenn der blick über die grauen ordner schweift, meint man das pulsierende leben von menschen zu spüren, die versuchen auszubrechen, aber auf blankopapier komprimiert in graue order geheftet wurden. wenn man mama durch die gänge folgt, überspielt sie ihre eigene hilflosigkeit so gut, dass man sich sicher ist, dass man mit ihr den ausgang findet, wenn man aber mit ihr im büro sitzt, wird ihr strahlen vom grauen licht gedimmt und obwohl sie immer noch versucht, ihre hilflosigkeit zu überspielen, geht das im grauen licht nicht mehr so gut und man durchschaut das schauspiel, und dort in dem büro baut man plötzlich eine distanz zu ihr auf, gegen die man nichts machen zu können scheint, und aus der perspektive sieht man sie plötzlich ganz anders und man möchte das bild aus seinem gedächtnis radieren, aber es verfolgt einen für immer weiter und man denkt, so sollte ein kind seine mutter niemals sehen müssen. mama macht sich aber trotzdem nie klein. sie baut sich auf, macht sich groß, füllt den raum aus und lässt dabei immer genug platz für einen. es kommt aber nie dazu, dass man ihn ausfüllt, weil man sich neben ihr so klein gemacht hat, dass es eine ganze weile braucht, bis man sich wieder zu seiner vollen größe aufgebaut hat; und manchmal hat man dabei angst, dass es nie vollständig passiert.

wenn die mutter meiner mutter anruft, flüstert mama einem sätze vor, die man falsch nachspricht. und dann lacht die mutter meiner mutter und man lacht mit ihr, aber das lachen fühlt sich an wie husten. der hals ist ganz wund von den krallen unausgesprochener dinge, die einen weg hinaus suchen, aber dabei nur die gestalt annehmen von chronischem husten. manchmal ist es ein reizhusten, der wehtut und einem tränen in die augen treibt, manchmal ein keuchhusten, bei dem einem für einen kurzen moment die luft wegbleibt und man glaubt, aufgrund seiner unfähigkeit sich mitzuteilen, zu sterben und andere male ist es eklig und schleimig und man würde den misslungenen versuch zu kommunizieren am liebsten ausspucken. wenn die mutter meiner mutter darüber lacht, lache ich mit ihr und wenn ich dann

merke, dass wir darüber lachen, dass ich sie nicht oma nennen kann, fühlt sich das lachen plötzlich an wie husten.

mit dreizehn hat man gelernt, dass *ich würde alles für dich tun*, das unfairste ist, was ein mensch einem antun kann und alles, was mama für einen tut, auch eine ausrede für alles ist, was sie nicht tut. mit dreizehn hat man gelernt, dass einem menschen sein herz auszuschütten, manchmal schlimmer sein kann, als alles in sich hineinzufressen. mit dreizehn hat man zum ersten mal erkannt, wie fragil der boden ist, auf dem alles steht, was man zu sein glaubt, und seitdem fragt man sich immer wieder, ob man es sich nur einbildet, wenn man das gefühl hat, dass man kippt und den boden unter den füßen verliert. mit dreizehn hat man gelernt, dass man manche menschen, egal was passiert, einfach nicht hassen kann, und wie das manchmal am meisten weh tut.

mit dreizehn hatte ich irgendwann so große angst davor, rauszugehen, dass der bloße gedanke mich schon in panik versetzte. mit dreizehn begann der dreck so hartnäckig auf meiner haut zu haften, dass er, egal wie lange und oft ich mir die hände wusch, einfach nicht wegging und meine hände ganz wund wurden. die flächen waren dann irgendwann nicht mehr braun und glatt, sondern schwarz vom schorf auf blutenden aufgekratzten wunden und wenn ich im nachhinein dann hautfetzen aus meinen fingernägeln pulte, schämte ich mich.

mit dreizehn sah ich in mama jedes mal, wenn sie mir auf die hände schaute, eine Mischung aus besorgt und angewidert. mit dreizehn schrie sie mich deshalb an, und wenn ich dann weinend im bett lag, kam niemand zu mir ins zimmer, um die wunden pochenden hände zu küssen.

mit zwölf habe ich mich darüber gefreut, endlich allein alle harry-potter-filme aus der bibliothek ausleihen zu können und irgendwann endlich dreizehn zu sein.

wir leben in der gleichen welt, aber wir sehen sie ganz anders,
mama.

im yoruba und im deutschen gibt es konzepte, die wir jeweils
nicht verstehen, und wenn wir dann auf englisch miteinander

reden, lassen wir so viel aus, dass es sich wie aneinander vorbeireden anfühlt. wenn du mich anschreiest, weil ich ich und so wenig wie du bin, wünschst du dir gleichzeitig, dass das niemals passiert, weil du so unglücklich bist, dass man jedes mal, wenn man dich ansieht, das gefühl hat, du würdest gleich anfangen zu weinen und niemals damit aufhören. wenn wir uns streiten, weiß ich, dass es einfach nur deine art ist, mir deine liebe zu zeigen, aber wenn wir uns nicht streiten, fühlt es sich so fremd und ungewohnt an, dass ich angst habe, den moment zuzulassen, weil es nur temporär und in dieser kurzlebigkeit so fragil ist. wenn du mich ansiehst, sehe ich, dass du mich liebst, aber manchmal nicht besonders magst. du wünschst dir für mich ein ganz anderes leben, aber manchmal habe ich angst, dass der hang zum leiden in unserer familie vererbbar ist. zumindest unter uns frauen.

wir leben in der gleichen welt, aber wir sehen sie ganz anders, mama.

in dem haus, in dem wir erwachsen geworden sind, leben gespenster. drei weiße gestalten mit leeren augenhöhlen, die genauso aussehen, wie wir uns als kind gespenster vorgestellt haben. wenn man aber länger hinschaut, erkennt man, dass es nur drei männer in weißen laken sind und wenn man noch länger hinschaut, erkennt man auch, dass man in jedem von ihnen etwas von uns erkennen kann und dann ist es fast noch unheimlicher, weil man ihnen mit jedem weiteren tag ähnlicher zu werden scheint und die leeren augenhöhlen nicht mehr länger leer sind, sondern sich in ihnen ein ganzes leben ausbreitet und das, was man sieht, gefällt einem nicht.

in dem haus, in dem wir erwachsen geworden sind, leben gespenster und wenn sie einen streifen, wird die luft ganz schwer von allem, was man un- ausgesprochen gelassen hat, und dann bewegt man sich ganz anders, weil man die last nur schwer tragen kann. wenn man aus dem haus tritt, wird die luft etwas leichter, aber sobald man wieder über die türschwelle geht, fällt das ganze gewicht auf einen und die gespenster strecken ihr langen arme nach einem aus und drücken einen ganz fest, so fest, dass die rippen weh tun und man das nächste mal, wenn man rausgeht, noch das leichte pochen

ihres drucks spüren kann. je näher man dem haus kommt, desto intensiver wird das pochen in den knochen und der druck ist nicht mehr nur das echo einer berührung.

in dem haus, in dem wir erwachsen geworden sind, leben gespenster. wir sehen sie alle, aber du tust so, als wären sie nicht da, mama. aber an der art, wie du zusammenzuckst, wenn sie dich streifen, an der art, wie dein körper, wenn du denkst, dass niemand hinsieht, jede körperspannung verliert, an der art, wie, auf deinem gesicht, wenn du unseren gekrümmten gang siehst, kurz das schlechte gewissen huscht, weil du sie in unser haus gelassen hast; an all dem erkenne ich, dass du vor ihnen genauso große angst hast wie wir. aber wir haben dir dafür nie einen vorwurf gemacht, haben erst angefangen dir einen zu machen, als unsere kleine schwester auf mich zugerannt kam; mit ihrem rennen, das mehr aussieht, wie ein stolpern, kurz vorm hinfallen, bei dem man ihr am liebsten sagen würde, dass sie alle zeit der welt und kein grund zur eile hat. sie hat sich weinend in meine arme geworfen und mir erzählt, wie die gespenster ihre arme nach ihr ausgestreckt haben und sie so fest an sich drückten, dass ihre rippen im kindergarten viel zu sehr weh taten, um mit den anderen kindern zu spielen und ihr die luft wegblieb, um nach hilfe zu schreien. ich habe ihr gesagt, dass alles wieder gut werden würde und es so etwas wie gespenster nicht gibt. ich habe ihr nicht gesagt, dass wir sie auch sehen, dass sie, sobald ich über die türschwelle trete, ihre langen arme nach mir ausstrecken, dass sie mich fest umklammert halten und erst loslassen, wenn ich das haus verlasse. wie es mich trotzdem schüttelt und mir, je näher ich dem haus komme, immer übler wird. wie, je näher man dem haus kommt, das pochen intensiver und intensiver wird, bis es nicht mehr länger nur das echo einer berührung ist, sondern sich genauso anfühlt, aber dann tritt man über die türschwelle und man merkt, dass das, was man in erinnerung hatte, nicht einmal halb so schlimm war und man sehnt sich nach dem echo zurück, das zwar ohrenbetäubend war, aber mit der zeit und jedem weiteren meter, den man sich entfernt hat, leiser wurde und es wäre schließlich nur eine frage der zeit bis es vollkommen verstummen würde; aber jetzt ist man über die türschwelle getreten und sie halten einen fest. so fest, dass einem die luft wegbleibt, um zu schreien. scheinbar leben in dem haus, in dem wir erwachsen geworden sind, gespenster, habe ich nach ein paar tagen zu meiner mutter gesagt und mich direkt danach geärgert, weil ich nicht, es leben in dem haus, in dem wir erwachsen geworden sind, gespenster, gesagt habe.

als ich ihr das erzählt habe, ist ihr die ganze farbe aus dem gesicht gewichen und ihr schönes warmes braun hatte plötzlich etwas graues und kaltes, fast schon, als wäre sie selbst zum gespenst geworden; zu einem schatten ihrer selbst. als ich ihr das erzählt habe, hat sie gesagt, dass sie mich nicht versteht. sie hat nicht gesagt, dass es ihr jedes mal, wenn sie an ihr vorbeihuschen und es sie durchzuckt, leidtut, und jedes mal, wenn sie sieht, wie es uns durchzuckt, noch mehr. sie hat nicht gesagt, dass sie sie so fest umklammert halten, dass sie den weg nach draußen gar nicht mehr schafft und sich, wenn es scheint, als hätten die langen arme jedes fünkchen kraft aus ihr gedrückt, fragt, ob der druck, wenn wir nur weit genug weg sind, nur noch eine entfernte erinnerung ist. sie hat das alles nicht gesagt, und als ich es leid war darauf zu warten, hat sie, je länger ich sie angesehen habe, immer mehr angefangen zu flackern. ich hatte das gefühl, durch sie hindurch sehen zu können und hatte das bedürfnis, meinen arm nach ihr auszustrecken, um mich zu vergewissern, dass sie nicht nur noch bei uns, sondern auch noch einer von uns war. als ich danach in mein zimmer gegangen bin, musste ich an meine schwester denken, mit ihrem rennen, das mehr wie ein stolpern aussieht, und meinen unausgesprochenen worten, die sich zu den anderen, die in der luft lagen, gesellten. in meinem zimmer habe ich mich ganz lange im spiegel betrachtet. ich habe meinen ganzen körper nach stellen abgetastet, die unter dem druck meiner finger verschwanden, und ich erschrak jedes mal, wenn mein blick über mein gesicht huschte, darüber, wie jung ich noch aussah.

fragmente einer familiengeschichte zwei

wenn ich an meinen vater denke, denke ich an papa und wenn ich an papa denke, denke ich an meinen papa und wenn ich an meinen papa denke, denke ich unter anderem an die rotgelbe mango mit nur ganz wenigen grünen stellen auf unserer mikrowelle neben der antiken obstschale aus glas, die mama von der alten frau geschenkt bekommen hat, für die sie einmal die woche geputzt hatte. papa, mein papa, hat uns die mango von einer seiner nigeriareisen mitgebracht. die, über die sich mama immer aufregte, weil papa, mein papa, ihr noch geld schuldet und die reisen nur machte, um seine weiteren misslungenen versuche einer kleinfamilie zu besuchen. wenn ich an meinen vater denke, denke ich an papa und wenn ich an papa denke, denke ich an meinen papa und wenn ich an meinen papa denke, denke ich unter anderem an die mango mit dem perfekten satten farbverlauf von rot zu orange zu gelb zu grün, auf der mikrowelle neben der schönen antiken glas-obstschale von der netten alten dame, für die mama geputzt hatte. wenn ich in die küche trat, fiel mein blick zuallererst immer auf die mango. und wenn ich sie berührte, gab die weiche schale direkt unter dem druck meiner finger nach und dann wusste ich, dass es die perfekte mango sein würde. mama ließ uns die mango aber nicht essen. mama ließ uns die mango nicht essen, weil sie papa nicht traute. mama schmiss papas mango aber auch nicht weg, stattdessen lag sie wochenlang in der küche und jedes mal, wenn ich in die küche trat, fiel mein blick zu aller erst auf die mango, und dann war sie ein bisschen wie die verbotene frucht, und unsere küche war so etwas wie das paradies, und ich war eva und papa war mein papa und die schlange zugleich, und mein bruder und meine mutter waren adam und dann wusste ich nicht mehr, ob die mango oder ich das gift waren und die grenzen verschwammen jedes mal, wenn ich alleine in der küche war und sie für einen kurzen moment in die hand nahm, um den satten verlauf von rot zu orange zu gelb zu wenig grün aus der nähe zu bewundern, immer mehr. manchmal strich ich über die schale und wenn die schale unter dem sanften druck meiner finger nachgab, stellte ich mir vor, wie süß und weich das fruchtfleisch sein würde, wie meine finger vom mangosaft kleben würden, und wie ich noch am nächsten tag den süßen nachgeschmack auf der zunge hätte. ich legte die mango aber immer wieder zurück an ihren platz, auf der mikrowelle neben der antiken obstschale aus glas. und wenn ich sie zurücklegte, war ich wieder nur ich, aber papa war immer noch mein papa und die schlange zugleich, und mein bruder war immer noch adam, aber in meiner mutter erkannte ich plötzlich auch eva.

(m)einen nackten vater gab es nicht, aber meine nackte mutter war mir ein vertrauter anblick,

seit ich sie kenne, ziehen falten tiefe furchen durch ihr gesicht und verzerren es so weit, dass es schwer ist, das mädchen darunter zu erkennen.

(m)einen nackten vater gab es nicht, aber meine nackte mutter war mir ein vertrauter anblick,

ihre haut ist weich und strahlt in einem sanften braun und wenn ich mich an sie drücke ist die berührung ungelenk, aber in ihrer nackengrube riecht die haut nach der warmen umarmung, die ich mir wünsche und so, mit geschlossenen augen und dem gesicht in ihrem nacken, kann man nicht sehen, wie durch das sanfte braun manchmal rot und blau und lila durchscheint.

(m)einen nackten vater gab es nicht, aber meine nackte mutter ist mir ein vertrauter anblick,

sie ist schön auf eine art, die tragisch und dann unfair ist, wenn die krausen locken ihr gesicht umrahmen und die grauen strähnen im richtigen licht silbern leuchten. wie mondlicht, das jemand vorsichtig in ihr haar geflochten hat.

(m)einen nackten vater gab es nicht, aber meine nackte mutter war mir ein vertrauter anblick,

zwischen gesenkten augenlidern, wenn ich durch den türspalt in ihr schlafzimmer schauen kann und sie in dem großen zimmer mit dem bett für zwei so klein und allein aussieht, dass ich sie im schlaf einsam träume.

(m)einen nackten vater gab es nicht, aber meine nackte mutter war mir ein vertrauter anblick,

aber jedes mal, wenn ich sie sehe, will ich weinen.

die haut an meinen händen ist keine haut; schon lange nicht mehr. aus meinen händen blicken mir tausend kleine augen entgegen und schauen mir traurig beim leben zu. die augen sind gerötet, trocken und gereizt. in den augenwinkeln klemmen tränen und jedes mal, wenn die augen fast zufallen, erschrecke ich mich und reiße sie so hastig auf, dass es weh tut. die augen jucken, aber wenn ich kratze, wird es schlimmer. wenn ich kratze, sind sie dunkelrot und so trocken, dass es schwer ist, sie aufzuhalten. wenn ich kratze, sind sie so gereizt, dass sie klein werden und so anschwellen, dass ich niemanden mehr anschauen mag. die haut an meinen händen ist keine haut; schon lange nicht mehr. aus meinen händen blicken mir tausend kleine müde augen entgegen und schauen mir mitleidig beim leben zu.

im konjunktiv zwei liegen nachmittage, in denen mein papa und mein bruder auf der veranda ludo spielen. sie sitzen auf weißen plastikstühlen und essen dabei mango. auf der untersten verandastufe sitzt meine kleine schwester zwischen den beinen von meiner cousine, die wir alle aunty nennen müssen. meine kleine schwester bewegt sich ständig hin und her, aunty bittet sie ständig stillzusitzen und als das nichts bringt, erzählt aunty ihr, so wie mir damals, die geschichte von dem eshu, der eine mutter dazu gebracht hat, ihr kind wegzugeben, weil es nicht hören wollte. es ist für immer sommer und in der küche bereite ich mit meiner mutter und meinen tanten das abendessen vor. währendessen erzählt meine oma die geschichte, wie sie meinen opa kennengelernt hat, nur weil ich sie so sehr mag. aus dem offenen küchenfenster kann ich die schreie meiner kleinen cousinen und cousins hören, die im hof versuchen, die ziege der nachbarn zu fangen, und wenn sie nach dem abendessen baden, ist das wasser ganz dreckig von dem staub, der ihre beine und arme hellbraun färbt. wenn meine mutter mich rausschickt, um allen zu sagen, dass das abendessen fertig ist, sehe ich den nachbarsjungen und meine wangen werden ganz warm und ich kann meinen blick nicht schnell genug von dem gesicht wenden, das das sonnenlicht einfängt. abends streiche ich über seine wangen, in der hoffnung, dass die berührung macht,

dass seine schönheit auf mich abfärbt und wenn er mich küsst,
wispere ich gegen seine lippen alé mi. im konjunktiv zwei
liegen versprechen von endlosen sommern.

ich schreibe in
mich hinein,
durch mich durch

Lotti Spieler

ICH BIN DAS GAR NICHT I



ICH BIN DAS GAR NICHT II

Abwege gibt es zuweilen

ich bin, In Ermangelung umgestellt

so wie jene Hälfte der Dummheit

die wir von Vater und Mutter geerbt haben

nachsichtige Speicherung unserer Daten in riesigen Datenzentren

kümmert einzig, was für Medaillen

mein Amtszeugnis

Aus der Gemeinheit herauschlüft,

ICH BIN DAS GAR NICHT III

durch die Wände,

nährt, sich die Gewalt

Voll fremdem Beistand

zuvorkommend ist, sie

wie Die Falten auf der Bettdecke

aufwühlender als

zehntausend Hirsche

TOO SCARED TO PISS

„Hier?“

„Nee, hier ist zu viel los, direkt zwischen den Autos ist doch irgendwie auch asozial, oder?“

„Bestimmte Typen packen auch überall ihren Schwanz aus und pissen da dann hin. Egal wo.“

„Ja, ich hab aber keinen Schwanz, ich muss mich hier zwischen die Autos hocken und alle, die vorbeikommen, können meinen blanken Arsch begutachten.“

„Ist doch ein schöner Arsch.“

Merle hält mir die Hand zum Pissen.

„Warte, ich muss mich kurz konzentrieren und die Augen zumachen, sonst kann ich das nicht.“

„Soll ich weggucken?“

„Ne ne, es geht wirklich nur um die Konzentration und die Mind-Muscle-Connection und das Nachspüren und so.“

„Ah ok, komisch.“

„Warum ist das komisch?“

„Kenn irgendwie niemanden, der so kompliziert pisst.“

„Für mich ist das gar nicht kompliziert, ist ja schon immer so gewesen, voll normal einfach.“

Merle hält mir die linke Hand, mit der rechten halte ich meinen Rock über dem Boden, ich habe meine Augen geschlossen, ich fühle hinein in meine Beckenbodenmuskulatur, ich pisse zwischen die Autos. Mein gesamtes Gewicht hängt an Merles Arm. Würde Merle jetzt loslassen oder nachgeben, würde ich nach hinten kippen und in meine eigene Urinpfütze fallen. Dass Merle mich so halten darf, ist ein riesiger Vertrauensbeweis. Ich kralle meine Nägel in ihren Handballen, als ich fertig bin, zieht Merle mich hoch.

„Deine Schuhe sind nass“, sagt Merle, „du hast auf deine Schuhe gepisst.“

„Tut mir leid, ich bin nicht gut im Zielen.“

Merle und ich sitzen vor irgendeinem Späti und irgend so ein Typ labert von irgend so einer Theaterinszenierung an der Volksbühne und irgend so einem Regie-Vater. Irgendwann nehme ich sein Bier und spucke rein. Der Typ hört auf zu reden, starrt mich kurz an, so richtig anstarrend eben, so ein In-die-Seele-Starren-Versuch, nimmt dann sein Bier wieder an sich und fängt an zu lachen. Lacht sie einfach weg, meine absolut abartig-respektlose Geste, und redet weiter über Theaterkram. Da kann man dann auch nichts mehr machen, ich hab alles versucht. Wir sitzen noch zwei Stunden, Merle unterhält sich sogar mit dem Typen. Ich penne immer mal wieder ein, hänge ab und zu mit der Oberlippe am Bier und bin irgendwie in so einer Art Baby-Zustand: nuckeln und schlafen und dann später bestimmt auch heulen. Merle rüttelt mich wach. „Der Späti macht zu.“ In Merles Arm eingehakt, trotte ich neben ihr über den Senefelder Platz, schlafe auch dabei immer mal wieder ein. Merle zieht mich die Straße hoch und in einen Hauseingang direkt gegenüber von einer Kneipe. Wir gehen nicht rein, zu teuer. Stattdessen beobachten wir von draußen. Ich lehne mich an Merle an und gucke den Menschen hinterm Tresen zu, wie sie Bier zapfen, wie es schäumt, wie sie den überflüssigen Schaum wegkippen und mehr Bier draufpacken. Wie das Hinterm-Tresen-Stehen so eine voll unkritische Coolheits-Plakette mit sich trägt. Manchmal würde ich Merle gern küssen. Aber so richtig küssen, mit Liebe und allem. Mit so vollem Ernst und der ganzen Wucht der Welt zwischen unseren Lippen. Sich die Kompletentblößung geben. Geht aber irgendwie nicht. Die Liebe ist da. Ich spüre die Liebe, Merle spürt die Liebe, sie hat sich über mehrere Jahre angestaut, wurde gewiegt, gewickelt, genährt und ist irgendwann zu einem Zustand von unkontrollierbaren Ausmaßen gewuchert. Bedrohlich ist sie unser heimlichstes Gut. Was da zusammengekommen ist mit der Zeit, ist zu groß, zu unnahbar, gewaltvoll, zerstörerisch. Ich bin mir sicher: Mit einem Kuss würden wir den Untergang der Welt besiegeln. Es ist einfach ... Ich kann das nicht beschreiben ...

Ich lehne hintenüber gebeugt auf dem Tresen hinter der Bar, mein Mund ist aufgerissen unter dem Zapfhahn. „Schultheiss“, schreit Merle, sie hat wieder diesen komischen Blick drauf, mit so einem bestimmten Film über der Iris und ihr eines Augenlid zuckt unregelmäßig. Merle reißt den Zapfhahn voll auf und mein Mund füllt sich umgehend mit Bier und Schaum und Kohlensäure – ich kann nicht mehr atmen. Ich schlage panisch auf Merles Schulter, aber Merle macht nicht zu. Ich sterbe. Ich verlasse gerade mit

einer solchen Geschwindigkeit diesen Körper, dass es mir erst auffällt, als ich mich wundere, wessen verzerrte Kackfresse dort unter mir und unter der Zapfsäule so ekelhaft hässlich die Pupillen in die Schädelinnenseite kehrt. Ich dachte nie, dass meine Nase von außen so groß aussieht. Merle hält weiter den Zapfhahn offen, mein gesamtes Gesicht wird von Bier geflutet, mein Top hat einen riesigen nassen Fleck über dem Brustkorb, meine Haare schwimmen in einer Bierlache und auch auf dem Boden breitet sich die Flüssigkeit aus. Mein Körper ist soeben zusammengesackt, aber der Kopf liegt immer noch erstaunlich gerade unter dem Hahn. Der Mensch hinter der Bar sieht, was für eine Sauerei wir veranstalten, schlägt verärgert Merles Hand vom Hebel und als ich mich dort auf dem Tresen auch ohne Bierzufuhr nicht bewege, zerrt er mich unter der Zapfsäule hervor. Er muss schließlich auch dort sauber machen. Mein lebloser Körper fällt dem Barmenschen in die Arme, er dreht mich um, prügelt mir mehrmals mit der Faust auf den Rücken, bis ich mich übergeben muss. Der Geschmack von Kotze holt mich zurück in den Körper, besser als jede Herzrhythmusmassage. Ich kotze, jetzt auf dem Boden kniend, noch einmal hinter die Bar. „Wegen euch muss ich Überstunden machen“, sagt der Barmensch. Ich wische schuldbeusst, mit den Ärmeln über die Handballen gezogen, in der Kotze auf dem Boden rum, sauber wird es nicht. Merle greift unter meine Achselhöhle, holt mich aus meinem Top, macht mich mit dem Geschirrhandtuch ein bisschen sauber und bindet mir etwas aus einer Schürze, das man Oberteil nennen könnte, wohl eher eine Tittenabdeckung ist, um den Oberkörper.

„Ich bin gerade gestorben“, sage ich.

Merle: „Entschuldige, das war ein Witz, ich dachte, du findest das lustig.“

Jemand bestellt ein Schultheiss. „Ist alle“, sagt Merle.

Ich: „Findest du meine Nase zu groß?“

Merle: „Ach quatsch.“

Tjorven Druck

Kleinigkeiten

...

Wir fragen uns, warum man bei *Game of Thrones* regelmäßig Vulven und Brüste sieht, aber kaum Penisse

Mein Opa schenkt mir *Schönheitsduschgel* zu Weihnachten
Ich frage mich, ob ich damit meine Schönheit erhalten werde oder sie erst neu erschaffe

Du trägst meinen Pulli auf deinem Bewerbungsfoto

Das Letzte, was ich wahrnehme, bevor ich mit dem Kopf auf deiner Brust einschlafe, ist die Jazz-Musik im Hintergrund und deine Fingerspitzen, die die Umrisse meiner Hand nachfahren

Du nennst mich *Prinzessin* und ich muss grinsen
Wir reden darüber, warum wir einvernehmliche verbale Erniedrigungen so aufregend finden

Es ist so seltsam,
dass ich vermisse, traurig zu sein

Ich trage den Schal nur, um die Zahnpastaflecken auf meinem Oberteil zu verdecken

Ich laufe abends im Regen von der Schule nach Hause und esse Trauben
Meine Finger sind kalt und mein Verstand ist auf dem Weg verloren gegangen

Ich sitze im Bus und habe das Bedürfnis, zu weinen
So, dass alle es sehen

Unsere Hände treffen sich bei meiner Vulva

Die Wut stabilisiert meine Stimme
Die Wörter machen mich stark

Das Rauschen der Zeit ist beim Einschlafen am lautesten

Ich krieche in einen Gefrierbeutel und konserviere

Ich verspreche dir mit Tränen in den Augen, dass das Leben nicht nur anstrengend sein wird

Ich mache Suppe aus all den Klößen in meinem Hals
Willst du mal probieren?

Ich weine, weil Veränderungen anstrengend sind
Das Mädchen, das in der Toilettenwarteschlange vor mir steht,
hat einen Anhänger mit der Aufschrift „Sei eine Möwe – scheiß drauf“
an ihrem Rucksack

Ich versuche, Ruhe und Sicherheit in mir selbst zu finden
Ich finde das aber sehr schwer, weil ich mich manchmal anfühle, wie viele
kleine Eisschollen, die auf dunklem Wasser auseinandertreiben

In einem fast leeren Zug versuche ich erbärmlich und reflexartig mit
einer Hand meine Beinhaare, die zwischen Schuh und Hose hervor-
kommen, zu verdecken, während deine Mutter Kreuzworträtsel macht
und eh niemand auf meine Beinhaare guckt

Wir treffen uns nachts zufällig auf WhatsApp

Ich beobachte den Gedankenstrom, der nachts um drei durch meinen
Kopf prasselt
Vieles davon ist sehr belastend, sodass ich einen kleinen Gedanken,
der gar nicht in diese Belastung passt, fast übersehen hätte:
„Ich freue mich auf die Zukunft“

Das Verlangen, mir manchmal körperliche Narben zuzufügen, resultiert
aus dem Bedürfnis, meinen mentalen Schmerz sichtbarer zu machen

Ich bin erkältet und falle dem Online-Shopping zum Opfer
Schamlos lasse ich den Konsum mich glücklich machen

Ich mag Kaffee nur, wenn du ihn trinkst und mich danach küsst

Auf der Werbetafel, auf der letzte Woche etwas zu sexuell übertragbaren Krankheiten stand, steht jetzt: „Jesus ist auf die Welt gekommen, um dich zu retten“

Wir kleben uns Wärmepflaster auf den Körper, um uns bei selbstverletzenden Gedanken auf den leichten, brennenden Schmerz zu konzentrieren

Ich leide unter einem Text, den ich noch nicht geschrieben habe

Du küsst mich in der Öffentlichkeit und jemand beginnt, uns zu filmen

„Ficken“ zählt zu den Ausdrücken vulgärer Art. „Vulgär“ kann insbesondere Sprachelemente bezeichnen, „die vor dem Hintergrund kultureller Normen als verächtlich oder tabu gelten“ oder „abwertend“ sind.

Ich mag es, stigmatisierte und vermeintlich abwertende Wörter schamlos zu verwenden und provokant mit der gesellschaftlichen Verurteilung zu spielen.

Ich habe nachts geträumt, dass Zähne Geschlechter haben und mir alle meine *männlichen* Zähne ausgeschlagen werden, obwohl ich die gerne behalten hätte. Mein Lächeln müsse ausschließlich *weiblich* sein.

Der Moment kurz vorm Schreiben eines guten, etwas durchbrechenden Textes ähnelt dem Moment kurz vor einem Orgasmus
Man weiß, was kommt, und trotzdem fühlt sich das aufregende Schlagen des Herzens so erstmalig an

Warum sind wir vertrauter mit der Mehrzahl von *Braut* als mit der Mehrzahl von *Bräutigam*?

Ich frage mich, wovor der Busfahrer am meisten Angst hat, was sein Liebessessen ist, wann er seine Eltern das letzte Mal gesehen hat, wen er liebt, und ob er sich respektiert fühlt, wenn er den ganzen Tag Menschen herumfährt, die ihn nicht grüßen, ihn kaum beachten, nur gedankenlos seine Dienstleistung nutzen

An manchen Tagen verziehe ich mein Gesicht, bewege meine Finger schneller, kneife meine Augen zusammen und reiße sie ganz weit auf, damit ich mich daran erinnere, dass ich nicht nur einen Körper habe, sondern auch einer *bin* und nicht nur ein Haufen laufender Gedanken

In der Luft bilden sich Eiskristalle und es wird weiß. Mein Körper bildet Endometrium und es wird rot

Es gibt Menschen, die dir jetzt noch nicht begegnet sind, von denen du irgendwann nachts träumen wirst

Wir verteilen Erdnussbutter auf meinen Brüsten und du isst mich und wir liegen im Wohnzimmer und ich jage dein Inneres mit meinen Fingern und du stöhnst und schreist und dann schlafe ich für ne halbe Stunde ein und ich wache auf, weil deine Hüfte mich (be-)sucht und dann ficke ich dich wieder und du liebst's und wir verbringen den ganzen Samstag damit, zu flirten und Gleitgel zu verbrauchen

Wir liegen sonntagsmorgens in der Sonne und sind schön und verliebt
Wir frühstücken Müsli und Croissants und reden über Schönheit und Gender
Danach überleben wir Familientreffen

Ich schreibe keine Romane, weil ich keinem roten Faden folgen kann, außer dem meines Tampons
Ich schreibe in mich hinein, durch mich durch

Ich schließe im Bus die Augen und liebe mich plötzlich sehr, weil ich mir selbst erlaube, müde zu sein und zulasse, dass alle es sehen
Da erwärmt sich das Herz des morgendlichen Roboters bei diesem bisschen Menschlichkeit

Freundschaften sind auch romantische Beziehungen

Ich sitze in der Hängematte, meine Freunde um mich herum, golden hour, ich schauke, und obwohl mir sonst dabei immer schlecht wird, mag ich gerade den Kick, das Immer-höher-werden, die Schnelligkeit, den Wind in meinen Haaren, die schönen Farben des Himmels hinter der Häuser-

front, ich wippe immer schneller vor und zurück, überrascht von meinem Enthusiasmus, ich merke, dass ich breit grinse, in dem Moment sagt ein Freund: „Du siehst gerade richtig glücklich aus.“

Ich trinke, aber ich spüre nicht, wie mein Mund nass wird. Ich spüre nur das Jucken meiner Stiche. Ich wache matschig um 19:20 aus meinem Erschöpfungsschlaf auf und schäle mich aus dem Bett. Routinierte Abläufe: Schulsachen, Mäppchen, Laptop, Schreibtisch. Wasser ins Gesicht, das ich nicht spüre. Ich höre entfernt in meinem Kopf utopische Stimmen, die mir sagen, ich solle Sport machen, das hilft. Ich erstarre kurz, weil mir meine To-Do-Liste einfällt, von der ich doch schon viel gestrichen habe, dann rattert der Körper weiter. Ich zittere, Lider flattern, aber ich kriege das wieder in den Griff, weil ich für die Matheklausur lernen muss. Ich bin irgendwo in mir drin in einem Schildkrötenpanzer am Wimmern. Du bist immer noch krank und ich wimmere noch mehr, weil ich dich brauche, aber dein Husten mich so triggert, weil mich Corona traumatisiert hat. Ich sehe dich kaum diese Woche. Ab und zu vergesse ich ein paar Sekunden, was ich gerade am Machen bin, weil mich der Schlaf noch so umhüllt. „Ich würde mir so sehr für euch wünschen, dass ihr das besser aushalten könnt“, hat mir mal jemand gesagt und ich erinnere mich daran, wie ich gesagt habe, dass ich mir so sehr für uns wünsche, dass das System anders wäre und wir so etwas nicht aushalten *müssen* oder, dass mir diese Aussage das Gefühl gibt, zu versagen und schwach zu sein, *weil* ich es eben *nicht* besser aushalte. Das Licht meiner Tastatur wartet geduldig auf die nächsten Worte, geht aber irgendwann doch aus. Ich habe Angst vor diesen Momenten, in denen ich kaum noch Selbstdisziplin und Kraft habe und die Kontrolle verlieren will, um Pause zu machen und ehrlich zu sein. Wenn ich zu lange über Schule nachdenke, will ich abbrechen und davor habe ich Angst, also verdränge ich das Gefühl so gut es geht, und scheitere meistens kläglich. Ich stelle mir oft vor, in meinen mündlichen Abiturprüfungen weinend und schluchzend auszurasen und um mich zu schlagen.

Die Vorstellung, dort ruhig und gefasst zu stehen, widert mich an und fühlt sich verlogen an. Ich höre den Stimmen in meinem Kopf zu, die mir sagen, dass jeder mal schlechte Tage hat, dass das wieder wird, dass ich mich aber nicht so anstellen soll, dass ich mich halt nicht so reinsteigern und übertreiben soll, dass ich halt einfach nicht lernen soll,

dass ich halt, dass ich halt, dass ich halt, dass ich halt -
ich weine
(aber ohne Tränen und ohne Ton, nur mit Luft, die fluktuiert)

Sicherheit in der Öffentlichkeit bedeutet manchmal deine Hand
loszulassen, anstatt sie zu nehmen

Nach dem Duschen sitze ich ohne Oberteil im Wohnzimmer,
während du mir kleine Zöpfchen flechtest, wir hören Musik,
die Strähnen geben einander Haare ab, wenn sie nicht genug haben
„I'm so grateful about how chill you are that I'm in love with someone
else too“, sage ich
Du kniest dich vor mich: „Do you want to marry me?“
Ich küsse dich. Wir reden noch ein bisschen weiter, alles ist so schön

Ich vermisse meine Wörter, wenn sie nicht fließen
Sie haben sich müde in mein Inneres geschleppt und dort eingerollt

...

Lilli Biller

Als sie das Frieren lernten (Auszug)

Sie waren schon im Frühjahr dort gewesen und jetzt im Herbst wollten sie wieder hinfahren. Das Strandhaus war eine warme Erinnerung: eine verschwommene, wohlige Woche, träges Treiben wie in Fruchtwasser, Wein, manchmal ein Joint, wildes Lachen, lange Monologe, hitzige Dialoge, freundliche Stille, in der sich alle wiegten, nackte Schultern, die sich aneinander lehnten und immer und immer wieder diese Blicke, die da sagen, ich bin so froh, dass wir zur selben Zeit auf diesem uralten Planeten existieren und auch, wenn wir uns vielleicht nicht die beste Zeit zum Leben ausgesucht haben, bin ich wenigstens froh, sie mit dir zu verbringen.

Dort, im Strandhaus, hatten sie gemeinsam die ersten heißen Sommertage verbracht und fast ritualhaft hatten sie den Sommer willkommen geheißen, mit traumerfülltem Schlafen bis in den Nachmittag, alle nackt und mit dünnen Decken aneinander gekuschelt, mit schnellen Fahrten auf den rostigen Rädern zum Meer, mit Badegängen im noch kalten Wasser, mit wildem Unter-Wasser-Tunken, kindlichem Geschrei und dann, weil Handtücher vergessen, mit Über-die-Felder-rennen, bis ihre jungen Körper trocken und erschöpft waren und dann aber noch die wilden Erdbeeren vom Waldrand essen, gerecht aufteilen und die eine Beere, die übrig war, konnte der gewinnen, der alle anderen einmal küsste.

Spinne war dort in dieser Woche sechzehn geworden, und es hatte sich angefühlt, als hätten sie alle gemeinsam Geburtstag, als sie den Joint anzündeten und sich die Regel ausdachten, dass er sich bei jedem Zug etwas wünschen durfte, da hatten sie sich alle so fern gefühlt von zuhause und so entfremdet von ihren Eltern, und ganz anders als der Rest der Welt. Und dann hatten sie sich angelächelt, selig, und ihre Gesichter waren warme Punkte in der ersten dunklen Sommernacht gewesen, und ihre Liebe füreinander war in diesem Moment so groß, sie hätte für ein ganzes Leben ausgereicht.

Aber der Moment verging und die Woche verging, und sie packten ihre Rucksäcke und putzten das Strandhaus und fuhren zurück in die Stadt. Und es kam der Sommer, dann so richtig, und trieb sie an verschiedene Orte. Sie hörten nicht viel voneinander, aber das mussten sie auch nicht, denn sie liebten sich, das war ja schon klar. Laurie schrieb Jamal eine Postkarte aus Glasgow, Jamal schickte Spinne ein paar Fotos aus der Türkei, und Bas kaufte allen ein Armband an einem Bahnhof in Frankreich. Spinne schrieb im Sommer niemandem.

Jetzt im Herbst wollten sie noch ein letztes Mal gemeinsam zum Strandhaus fahren, bevor es nicht mehr nur der Sommer sein würde, der sie auseinandertrieb, sondern das Leben an sich. Im Frühjahr würden sie gemeinsam ihren Abschluss machen und es zog sie alle in unterschiedlichste Länder, und auch wenn es niemand zugeben würde, sehnten sie sich danach, herauszufinden, wer sie ohne die anderen sein würden.

Am Bahnhof sahen sie sich zum ersten Mal nach fünf Wochen wieder. Es waren die gleichen im Zug wie damals: Spinne und Jamal und Laurie. Dazu kam noch Lu, mit der Laurie seit dem Sommer mehr oder weniger zusammen war, und Bas, den Jamal irgendwann mal mitgebracht hatte und der dann an ihnen hängen geblieben war. Im Zug saßen sie schweigend, obwohl sie sich so lange nicht gesehen hatten: Sie blickten aus dem Fenster auf die vorbeifliegende Herbstlandschaft, während die Großstadt sich entfernte. Es hätte viel zu erzählen gegeben, aber sie alle waren froh, übereinstimmend im Schweigen zu schwelgen, wie man es nur mit den besten Freunden konnte. Doch auch jetzt schon hatte sich etwas Feindliches in der Stille eingenistet. Niemand von ihnen hätte es in Worte fassen können, aber es war, als hätte jemand ein fremdes Ei in ihr Nest gelegt. Dieses Kuckucksei war keine Person, auch wenn Lu und Bas von Zeit zu Zeit fehl am Platz wirkten, das Kuckucksei beschrieb eher eine Stimmung, eine fremde Gesinnung, die wie ein Geschwür zwischen ihnen heranwuchs und dessen endgültige Form und Ausmaß ihnen allen noch unbekannt war. Das hatte es im Frühjahr nicht gegeben.

Spinne war der Einzige, der auf der Zugfahrt nicht aus dem Fenster schaute. Er blickte zu Jamal. Jamal war wunderschön, dachte Spinne, und er dachte es einfach so, ohne irgendeinen Hintergedanken, ohne eine Forderung. Er bemerkte es einfach, wie er ein Gemälde in einer Kunstgalerie bemerkte, dieses eine dunkle Gemälde in dem einfachen Holzrahmen, das aus Zeitgründen in den Führungen ausgelassen wird, das kleine Gemälde, an dem man zu schnell vorbeigeht; aber dann, im nächsten Raum angelangt, zieht es einen zurück, immer wieder zieht es einen zurück zu dem einen dunklen, schlecht ausgeleuchteten Gemälde, so wie es Spinne immer und immer wieder zu Jamals Gesicht zurückzog. Jamal musste seinen Blick bemerkt haben, denn er riss die Augen übertrieben auf. „Schatz, warum hast du mir denn eigentlich nicht geschrieben im Sommer?“, fragte Jamal gespielt traurig und legte Spinne die Hand auf den Oberschenkel. Spinne

nahm Jamals Hand und schob sie noch weiter seinen Oberschenkel hinauf, während er ihn angrinste, dann zog Jamal seine Hand weg und verpasste Spinne eine Schelle, ohne ihm weh zu tun, legte seinen Kopf auf Spinnes Schulter und schaute wieder aus dem Fenster auf den Herbst. Wenn du wüsstest, dachte Spinne, wenn du wüsstest, wie oft ich dir geschrieben habe, wenn du wüsstest, wie viele Blätter ich beschrieben habe, ohne sie jemals abzuschicken. Jamals Locken kitzelten Spinne am Hals. Seine Haare waren länger geworden über den Sommer und Spinne fragte sich, auf wessen Schulter Jamals Kopf diesen Sommer so gelegen hatte, wie er jetzt auf seiner lag. Er schämte sich für den Gedanken, aber er konnte ihn nicht verhindern. Er hatte sich einreden wollen, dass seine Liebe zu Jamal gutartig war, ein gutartiger Tumor, imperialistisch zwar und übergriffig, aber immerhin nicht gefährlich. Trotzdem: Auch einen gutartigen Tumor kann man nie vergessen und er kontrolliert einen ständig im eigenen Tun.

Spinne hatte viel geweint in diesem Sommer. Der siebzehnte Sommer seines Lebens war der Sommer des Herzschmerzes gewesen. Dass er Jamal wirklich liebte, hatte er an dem Tag bemerkt, als seine Oma gestorben war. Seine Mutter hatte ihm während des Geschichtsunterrichts geschrieben, und Spinne hatte seine Sachen gepackt und den Raum verlassen und der Lehrer hatte nicht einmal gefragt, was los war und gegenüber von der Schule hatte Spinne eine geraucht, bis Jamal fragend aus einem Fenster im dritten Stock geguckt hatte und Spinne hatte ihm gewunken und Jamal hatte nur 20 Sekunden gebraucht, dann stand er schon neben Spinne und sie waren alle nicht so gut mit Gefühlen und so, aber Jamal war den ganzen Tag nicht von Spinnes Seite gewichen und es war gut so. Eine Woche später hatten die Sommerferien begonnen und Jamal war in die Türkei gefahren. Auf der Beerdigung zwei Wochen später hatte Spinne wegen zweierlei Dingen geweint: wegen seiner Oma und wegen seiner Liebe zu Jamal, die er ebenfalls begraben musste. Jamal liebte ihn nicht und würde ihn auch nicht lieben. Und so hatte der Sommer mit einer doppelten Beerdigung begonnen und wie er enden würde, musste sich noch zeigen.

„Wunderschön! Verdammt schön!“, sagte Lu, als sie das Strandhaus erreichten. Spinne fand unnötig, das auszusprechen, was auf der Hand lag. Nur um die Stille zu vertreiben, nur aus Angst, die Kontrolle über den Moment zu verlieren. „Warte, bis du das Haus von innen siehst!“, sagte Laurie. Sprechen, um des Sprechens willen, dachte Spinne, welch eine Ver-

schwendung. Spinne holte seine Kopfhörer raus. Er wollte sich nicht an hören, wie Lu und Laurie möglicherweise über Holzarten reden würden oder über die Funktionsfähigkeit der Küche oder über die Eleganz des Kamins. Eigentlich wollte er sich gar nicht mit anschauen, wie die beiden miteinander sprachen, so liebevoll, so rücksichtsvoll, wie sie sich immer anschauten, wenn sie sprachen, wie sie immer gleichzeitig anfangen zu lachen, auch, wenn Spinne gar nicht zum Lachen zu Mute war. Laurie und Lu erinnerten Spinne an diese Paare, die er im Sommer in der U-Bahn gesehen hatte, das Mädchen, das halb auf dem Schoß des Jungen hing und die zusammen, jeder mit einem AirPods im Ohr, TikToks schauten und darüber lachten und zwischendurch machten sie auch rum und der Junge griff dem Mädchen an den Busen. Diese Leute, dachte er, wissen nicht, was Liebe ist und er verabscheute sie dafür, dass sie trotzdem die Liebe hatten und er nicht. Er dachte, diese Leute wissen nicht, wie es ist, nächtelange Liebesbriefe zu schreiben und wie es ist, bei jedem Gedichtvers als Erstes an diese eine Person zu denken und wie es ist, sich danach zu sehnen, jedes Gemälde in der Nationalgalerie für die andere Person abzuzeichnen. Spinne zog einen Kopfhörer aus seinem Ohr: „Wie habt ihr euch eigentlich nochmal kennengelernt?“, fragte er Laurie und Lu, die gerade über die Eleganz des Ofens sprachen. Laurie stockte und schaute Spinne an; er wusste, dass Spinne die Antwort auf diese Frage bereits kannte, aber Lu antwortete bereitwillig. „Über Instagram. Ich hab sein Profil gesehen und mir einen auf ihn runtergeholt und dann dachte ich: Warum eigentlich nicht. Und dann hab ich ihn angeschrieben.“ Jamal und Bas lachten im Hintergrund. „Ich hab Instagram gelöscht im Sommer“, sagte Spinne, „Das war mir irgendwie zu oberflächlich.“ Und dann, grinsend, an Laurie gewandt: „Für dich dann also genau das Richtige, du Schönling.“ Spinne wuschelte Laurie durch die Haare und die anderen, sogar Laurie, lachten. „Können wir unsere Sachen in die Schränke tun?“, fragte Bas und Jamal nickte. Sie packten ihre Rucksäcke aus, während Spinne Holz in den Ofen legte. Spinne sagte: „Ihr seid so verdammt spießig, dass ihr eure Sachen in Schränke räumt.“ „Pfff“, machte Jamal, „und deine dreckigen Unterhosen liegen schon morgen wieder im ganzen Haus verteilt.“ „Tu doch nicht so“, grinste Spinne, „du findest das geil.“ Jamal warf eine Unterhose nach Spinne und Spinne warf sie ins Kaminfeuer. „Alter!“, rief Jamal, als er sich umdrehte, aber Spinne lachte nur. „Du kriegst eine von mir, Schatz“, sagte er und warf Jamal einen Kuss zu. „Schau mal, was es hier gibt, Spinne“, sagte Lu, die sich das Bücherregal anschaute, „Das Kapital von Marx. Laurie hat mir erzählt, dass du sowas

magst.“ Spöttisch schaute Spinne zu Laurie, der weiterhin zum Schrank guckte. „Und was hat dir Laurie noch so erzählt? Dass ich es mag, wenn Menschen gerecht behandelt werden?“ Lu lachte und Spinne ging zu ihr hinüber, um sich das Buch anzuschauen. Es war tatsächlich schön: alt und schon etwas vergilbt. „Hast du's gelesen?“, fragte er sie. „Ne, aber das Kommunistische Manifest.“ „Und, mochtest du's?“, fragte er. „Ne, ich mag nicht so, wenn Leute gerecht behandelt werden“, sie schaute ihn an, ohne mit der Wimper zu zucken, „aber macht sich gut im Bücherregal.“ Spinne grinste und sie grinste zurück.

Jamal kochte für sie an diesem ersten Abend und die anderen lasen. Bas war unruhig. Mehrmals fragte er Jamal, ob er ihm helfen könne, doch dieser verneinte. Bas wusste nicht ganz, wo er sich hinsetzen sollte, neben Spinne aufs kleine Sofa wollte er sich nicht quetschen, dafür kannte er ihn zu wenig und die Sessel waren von Laurie und Lu belegt. „Ich geh mal kurz spazieren“, sagte er, aber er sagte es so leise, dass er sich nicht sicher war, ob die andern es gehört hatten. Er kam zu spät zum Essen zurück, die anderen saßen schon am Tisch, aber Jamal gab ihm gleich eine Schüssel mit Suppe und Bas war erleichtert, in der Wärme zu sein. Spinne musterte Bas, der nur in seine Suppe guckte. Es tat ihm leid, dass Bas sich offensichtlich unwohl fühlte. „Bas, was hast du im Sommer gemacht?“, fragte er. Bas zuckte zusammen und sein Löffel fiel klirrend in die Schüssel, die, wie sich jetzt zeigte, bereits leer war. „Ich war auf Kreta. Mit meiner Familie“, sagte Bas. „Ah, All-inclusive-Hotel am Strand, oder was?“, fragte Spinne. „Ne, die Freundin von meiner Mutter hat da nen Haus. Das war total krank, es gab sogar einen Pool. Die hat das irgendwie geerbt von ihrem Vater, auch mit so einem riesigen Garten und ...“ Aber Spinne hörte schon gar nicht mehr zu. „Hast du auch irgendeinen Einheimischen gesehen in deinem Urlaub oder nur andere Touristen in Luxusrestaurants?“ „Naja, ich –“, setzte Bas an. „Ich mein ja nur“, sagte Spinne, „Ich war früher auch mit meinen Eltern auf Mallorca, aber ich flieg da nicht mehr mit. Ich finds auch bisschen lächerlich: so einerseits immer auf Klimaschützer machen, aber im Sommer dann trotzdem der gleiche Luxusurlaub wie seit Jahren.“ Bevor Bas noch etwas sagen konnte, fragte Jamal: „Was hast du denn im Sommer gemacht, Spinne?“ „Ja, wie war Prag?“, fragte Laurie, „da warst du doch, oder?“ Nach Prag, ja, dahin hatte er fahren wollen. Am ersten Tag der Ferien hatte er sich in den Zug setzen wollen und erst am letzten Tag hatte er zurückkommen wollen. Er wusste nichts über Prag, hatte auch nie Bilder gesehen, doch es

war ein mystischer Drang, der ihm befahl, dort hinzugehen, nichts, was zu erklären oder zu begründen wäre, sondern ein uralter Ruf, der durch seine Knochen hallte und ihn dort wollte. Die postsowjetische Stadt, in der Kafka und Rilke aufgewachsen waren, hatte er bereisen wollen und er hatte dort viel lesen wollen und viel schauen wollen, Menschen, Kunst und das Leben, wie es anderswo sein konnte. Aber dann war er doch nicht gegangen. Zuerst hatte er sich vorgenommen, erst eine Woche später zu gehen: Die Beerdigung seiner Oma in der ersten Ferienwoche abzuwarten und sich dann in den Zug zu setzen. Aber dann war es schon zu spät gewesen, dann hatte die Stadt ihn schon in ihren Krallen gehabt und die Hitze hatte alle Ausgänge der Wohnung verstopft, in der er jetzt allein war, weil seine Eltern abgereist waren. Und da hatte er all die Bücher seiner Oma in den Kartons gehabt und da hatte er kein Geld mehr, weil er seinen Eltern schrieb, dass er noch genug hatte und sie sich nicht um ihn zu sorgen brauchten, und so war er geblieben. Er hatte sich gefühlt wie ein Übriggebliebener, ein Übersehener, ein Überbleibsel, und die fünf Wochen hatte er damit verbracht, zu fürchten, dass das hier ein Vorgeschmack auf sein ganzes restliches Leben war.

(...)

meine oma ist am feministischen kampftag gestorben

ich habe geschrien und ein arzt hat ihren stecker gezogen und ich habe mit dem menschen neben mir die arme verschränkt und sie hat ihren letzten atemzug gemacht und ich habe die pyrotechnik gezündet und ihr herz hat aufgehört zu schlagen, alles zeitgleich.

stille auf der straße. die polizei warnt uns: pyrotechnik ist ein verbrechen. der arzt wartet: sterben lassen ist erlaubt. stille in der klinik.

schnee fällt auf das dach der klinik und schnee fällt auch auf mich. die menschen heben ihre regenschirme, aber nicht gegen den schnee, denn die gefahr geht nicht vom himmel aus, nicht vom wetter, nicht von der natur. die gefahr kommt von den wasserwerfern der polizei, von direkt neben uns. ich hebe meinen blick, denn ich habe nur noch freie sicht auf den himmel. ich denke: wir schützen uns hier vor den menschen. gegen die natur mussten wir nie kämpfen. es war nie unsere natur, die uns wertlos gemacht hat, es war nie unsere natur, die uns unterdrückt hat, es ist kein schicksal, das uns von oben zugeteilt wurde: das urteil kommt von direkt neben uns.

die demo zieht weiter und die straßen um uns herum ändern sich. das krankenhausbett in dem meine oma liegt, wird durch den klinikflur geschoben, aber der klinikflur ändert sich nicht. wir rufen sprüche, geborgt und in ehren genommen, von revolutionär*innen, die vor uns kamen. ich denk mir, all das hier ist nur geborgt und in ehren genommen. ich hab das leben bekommen und angenommen und jetzt komm ich da nicht mehr raus und deshalb treibt es mich auf die straße, treibt es mich immer weiter, schritt für schritt, muss ich lernen zu rennen. aber während ich schneller werde, wurde oma langsam.

ich will es ihr nicht nachmachen, aber ich fürchte, ich werde keinen anderen ausweg finden, ich fürchte, ich habe keine wahl, denn schon seit längerem hege ich die vermutung: die frauen in meiner familie sind traurig. meine uroma war verwirrt, hatte visionen vom krieg, meine oma war traurig, fast immer, meine mutter hat depressionen. als nächste komme ich. ich hab angst, frau zu werden, denn frau sein bedeutet in meiner familie traurig sein.

die krankenhausbettwäsche wird rein gewaschen vom tod, dann bezieht eine krankenschwester das bett neu. mit farbe haben wir auf alte bettwäsche gemalt, jetzt tragen wir das banner durch die nacht. die kranken-

schwester weiß, sie bezieht das bett nur neu, um es in spätestens zwei tagen wieder abzuziehen. sie arbeitet auf der palliativstation. das reinwaschen vom tod ist nur hygiene. wer in diesem bett liegt, hat keinen willen mehr.

und deshalb saß meine oma auch so viel. auf der küchenbank, auf der kirchenbank, auf dem sofa, vor dem fernseher. und deshalb ging sie früh schlafen und las keine große literatur und deshalb hörte sie auf zu arbeiten, als sie ein kind bekam und deshalb hat sie alle um sich herum immer unterstützt, weil sie keinen eigenen willen hatte, keine eigene vision, weil ihre existenz nicht selbstbestimmt war. schon ihr nachname war eine fremdzuschreibung: ein überbleibsel des erzeugers, der in den krieg gezogen ist und nach gefangenschaft eine neue familie gegründet hat. und deshalb bekam sie ihren schlaganfall im sitzen, nicht mal im laufen gestorben, nicht mal im stehen gestorben, sondern einfach nur ausgeschaltet, einen stecker gezogen, ohne schreie, ohne taumeln. aber hier wird geschrien, gejubelt, gegrölt, hier wird getanzt und gerannt und getaumelt und untergehakt, sodass niemand fällt. ja, auch wir tragen fremde namen, die nicht unsere sind, die falsch sind, aber jetzt verschmelzen wir zu einer namenlosen masse, stehen hinter einer idee, die menschenunspezifisch ist und doch von jedem einzelnen menschen abhängt.

in der klinik haben sie das licht ausgemacht zum sterben. es ist wie einschlafen. aber während sie das licht ausmachen, zünden wir die stadt an, wir schlafen nicht, wir ziehen in den traum. mit fackeln und pyrotechnik und lauten stimmen, denn dieser traum wird wirklichkeit sein, und wenn du dich fragst, was demos bringen, dann lad ich dich ein, denn jede revolution braucht eine utopie und die spürst du hier. der schnee fällt noch immer, aber er kann nicht bedecken, was wir aufgedeckt haben, er kann nicht verschleiern, was wir kundtun.

die polizei beginnt zu rennen, die menschen werden auseinandergetrieben, ich greife nach händen, die mich halten. der arzt heftet die patientenverfügung meiner oma ab. er hat richtig gehandelt. da steht: sollte eine krankheit oder ein unfall dazu führen, dass ich meinen eigenen willen nicht mehr bilden kann, möchte ich, dass die lebenserhaltenden maßnahmen eingestellt werden. da steht es. sie wollte kein fremdbestimmtes leben leben. und aus diesem grund sind auch die menschen hier auf der straße.

weil es heißt: leb, obwohl du eine frau bist! weil frauen leben erschaffen, aber eben nicht leben dürfen. weil frauen mittel zum zweck sind. weil frauen leben ermöglichen, das leben ihnen selbst aber feindlich gesinnt ist. solange das so ist, leb ich, obwohl ich eine frau bin.

und du, stirb nicht, weil du eine frau bist! stirb, weil du wütend bist, vernarrt, verrückt, alt, langweilig, leichtsinnig, lebensmüde ... aber solange frauen sterben, weil sie frauen sind, muss gekämpft werden.

der arzt geht nach hause, das licht in der klinik bleibt aus. mir egal, macht es ruhig aus, das licht, zum sterben einer frau. wir zünden eh die ganze stadt an.

David Kienzler

Chemiedreieck

rotieren heimlich, flüstern sie,
durch zimmer ohne schattenwurf.
nackte beine
und ein ohrensessel,
der um den rest
des körpers wächst.
du bist nur noch
nackte beine.
wir schleichen in unterhose durch die ferienwohnung.
du schleichst auf deinen nackten beinen durch unsere ferienwohnung.
ich studiere dich.
manchmal flüstere ich.
bitte
sage ich dann leise
explodiere
„du unterschätzt, was deine hände mit mir machen.“
händehändehände
auf die beine
auf bauch
auf bett
irgendwo irgendwo
im chemiedreieck
und irgendwann falte ich dich ganz klein

eskalationsstufen VIII, IX, X

eskalationsstufen acht//

Das Tal ist eine große Badewanne, an der wir die Waldränder hochklettern müssen.

Wir haben alles dabei.

Ich frage mich, warum.

Wir tragen Sägen. Wir tragen Seile. Wir tragen Dreiviertelhosen und Meterstab. Wir tragen das in den Wald, in die Nähe der Lourdesgrotte. Wo Maria wohnt.

Wir sind drei. Mein Onkel, mein Bruder und ich. Und mein Onkel kann nicht anders. Mein Onkel streift kilometerweit zwischen den Fichten und Tannen und Kiefern und hat dabei einen toten Baum entdeckt. „Abgeknickt vom Sturm“. Er macht ein Windgeräusch, dann eins, das knackt, aber keins davon zu Ende. Dann geht er weiter. Schnell.

Wir waren schon einmal da. Vor etwa einer Stunde. Ohne Ausrüstung. Mein Bruder und ich sind mitgegangen in den Wald, weil es dort im Hochsommer kühler ist. Und jetzt müssen wir diesen Baum fällen.

eskalationsstufen neun//

Wir quietschen. Klinikpersonal schleicht durch die Gänge, hinein in eines der vielen Zimmer mit den hohen Decken, vorbei an uns. Wir quietschen fort, vorbei an ihnen – zur Tür hinaus, in einen anderen, längeren Gang.

Wir suchen die Hallen nach einem Fußball ab. Im Kofferraum, erinnert sich mein Vater, sei einer. Dann trotten wir zum Auto zurück.

Unbefugten ist der Zutritt verboten. „Wir sind befugt“, stöhnt mein Onkel und schwingt überraschend elegant über das kühle Stahlgeländer. Dann schieben wir halbherzige Pässe hin und her. Ab und zu rennt jemand, meistens mein Bruder oder mein Vater, manchmal auch ich – mein Onkel rennt nicht. Später essen wir Kuchen – ich erzähle eifrig, dass der SC ein neues

Stadion bekommen soll. Vielleicht sogar aus Holz. Stummes Nicken. Zwischen hastigen Kakao-Schlücken bemühe ich mich um Normalität.

Zehn Jahre später starre ich mit müdem Blick auf eine Website. Kacheln in Weiß und Gelb, dazu schwarzer Subtext. Es gibt bunte Fotos, die ein Sommersanatorium versprechen, die Anlage symmetrisch wie ein Schlosspark, glatter Putz, einige Brunnen, in denen kristallklares Bodenseewasser sprudelt.

Aber wir waren dort im Herbst. Und es war ein unheimlicher Ort.

eskalationsstufen zehn//

Möchtest du Fakten?

Während ich auf unserem Balkon sitze, siebe ich das Internet nach Fakten. Die Bewegungen sind einstudiert, Zigarette rechts, zwischen Zeige- und Mittelfinger, einatmen, ausatmen, Zigarette nach links, weil ich nur mit meiner starken, rechten Hand gut scrollen kann. Ein sanfter Stoß mit dem Daumen, eine Druckwelle geht durch Zellulose und Papier, lässt graue, hügelige Asche plumpsen. Ich räuspere mich, hm-hm, mehrfach und mit Nachdruck, hae-hae-hmm. Ablegen und auf dem Aschenbecher balancieren. Ein abgeschlossenes Manöver.

Frühstück: ein Schluck Tee und Obst.

Es werden wieder Fakten gesiebt.

Mit dem Plastikbesen klopfe ich gegen das gewellte Plastikdach, um die dort landenden Tauben zu verscheuchen. Sie flatterflatterflattern davon. Die Balkontür knallt von selbst zu – ich denke: so nicht, knalle die Balkontür zu und versperre sie.

Wieder wach. Fakten. Wieder die Choreografie: rechts, links, einatmen, ausatmen, Aschenbecher, Tauben. Drinnen gibt es Obst, dann falle ich in

Embryostellung aufs Bett. Zu viele Fakten. Die Suizidquote ist um x Prozent höher als in der Gesamtbevölkerung. Die Hälfte der Betroffenen unternimmt im Leben mindestens einen Suizidversuch. Vollständige Heilung zwischen den Episoden, griechische Präfixe, medizinische Fachsprache und hypo- und contra- und zylo- und: Im Wirrwarr gefangen. Und dann flutet mich die Erinnerung an Österreich. Und wo ist eigentlich Papa? Mama sagt, dass Papa gerade nicht da sein kann, weil „dem C., dem geht es gerade ganz schlecht.“ Und Mama sagt: „Wir waren mit B. in der Klinik.“ 10 Jahre später.

Und ich frage: „Warum?“ In jedem Jetzt.

Und wir fahren C. besuchen, im Nordschwarzwald, im Südschwarzwald. Wir fahren so lange und damals verstehe ich noch nicht, warum.

Ein Dambruch nach dem anderen.

Eine Sache noch.

Bin jetzt Antinatalist. Lege mich schlafen.

Schultern

menschzerbricht
amTageslicht
undanallewasweckt.
wieangenehmesist
zwölfWochenzuwarten.

dabeisindwirgar nicht weg nicht weg nichtweg
nochnicht weg wegundnicht am
punkt.

kannstdumir
nocheinmal *bittenocheinmal*
anderschulterknabbern
undnocheinmal (bittenocheinmal)
anderschulterknabbern
undfürimmer
ingroßen//zeiteinheiten
anderschulterknabbern
dabeisindwirnochgarnichtweg
aber sehr schmal ohne schultern
punkt. *bittenocheinmal*
kurz

wirsindinstrophedrei
einliedodereingedicht
undbaldsollteeseigentlich
aufhören – record scratches – wie konnten wir nur
aber das schöne ist.
dass wir mittwochabend.
noch zusammen sind.

undfürimmer//einpaarminuten

stop.*beat.* zeigmirnochmal
bittenocheinmal

Verfall findet leise statt,
wohnt jeder
Sekunde inne

Janka Zündorf

Nachtgedichte

Der Bruch von Regen

Die Gaslampe irisiert wunderbar, sie ist
nicht vorbereitet.
Leg dich in Schlaf, lass dich verkühlen,
Metamorphose von Luft.
Man hört Partikel fallen, verbraucht, diffus ...
Manchmal trifft mich Regen, seltene Schiebung
durch den Spalt, mach das Fenster zu,
schneide
die Wasserluft.
Eingelegte Schattenmorellen,
der Mond ist vorhanden, schau zu den Weiden, schau blauen Dunst
als läge darin
ein Nachtmahr. Schlieren von Wind.
Es wurde heimlich asphaltiert.
Auf dem Vorfahrtschild liegt
ein Strahl Leere, als gäbe es Schnee nicht, als würfen Biegungen
keinen Schatten ... geheime Versuchung ...

Wiedergänger

Fisch' ich nach der Lampe
senk' ich
schaurig meine
wehmutsvollen Augen
dass die Röte mich
zu Schemen haucht.
In den Schlieren lag
der Wiedergänger.
Milchglasbläue
wabert durch
Laminat in die
Raumspalten
als hätt' ich nie noch je
das Firmament gesehen.
Durchs Fenster drängen
Falterkörper, weiße Damen.
Kannst du begreifen
wie wir's wagen
Wolkenkanten auszuschreiten?
Willst mir wohl nicht weismachen
...
Ich fühle doch
die Larvenstille.
Willst mir wohl nicht –

Ich seh' dich jeden Morgen jeden

Ich seh' dich jeden Morgen jeden
Freitag jeden Montag dein
Schimmern.

Gravitätisch lässt du Wasser
rinnen, irden und:

Es ist etwas um dich.

Es verweist auf Tage im Sud
einer hässlichen Sonne,
schön bist du nur bei Nacht. Du bist nie
schöner als bei Nacht. Dein Dampf
wogt mich um.

Straßennebel, Schneeraupen, lass' mich versetzen um Jahre ...
zu erträumen die Nebelnacht, Norddampf, zynische
Walmdächer, verquere Zeit
verquere Raum, und bin – als nie, als nur
– dein Schimmern.

Weißer Tage Abend

Liegst du an mir auf deinem Kanapee,
Wir wollen weiße Wolken zeichnen.
Dort auf der Straße fällt das schräge
Licht in die entlaubten Eichen.

Zerzaus nicht deine süße Stirn.
Sagst du, und streichelst an mein Bein.
Wir drücken sacht uns an die Lippen
unsre Augen schlafen schweigend ein.

Es ist nun dunkel und es gehen
die bereiften Straßenlichter an.
– Weiße Wolken können wir nicht zeichnen! –
Spät ist es, die Kirchen schlagen
auf die Glocken ihren Nachtgesang.

Das Kanapee, es liegt in Schatten,
es liegt in Träumen und ist stiller als
des Mondes Vasen-Widerglanz.
Dein dunkler Augenteer.

Die Saite reißt, das Lied des Schweigens
können wir nicht singen mehr!
Auf blinzelt totgeglaubter Liderschein:
Es fallen deine Augen in die meinen ein.

Gemüsefeld bei Nacht

Aus Ampeln schießt
verschiedentliches Leuchten
und sirrend kommt es
von Zikaden aus dem Feld.
Schwarzdunstig schlucken die Gemüsefelder.
Wär man nie doch den
Platanenblättern ausgesetzt
mit ihrem
Flutterlicht –
bunt verschrobener
Liderfall, wie Glas
zerspalten und
Spektralfarben.

Laura Franziska Klemm

An meine Stadt

Mittig ein Garten, dessen Zaun neuerdings das Flussufer markiert.
Überschwemmungen halten das Dorf in Atem. Durch das Gatter im Zaun
tritt Greta mit wutrotem Kopf.

Greta: Vielfraß!
Greta: Gierschlund!

Hinter Greta erscheinen zwei Schemen und nehmen Notiz von den
Wassermassen.

Alle: Gieriger Vielfraß! Gefräßiger Gierschlund!

Greta löst sich von ihnen und setzt sich auf einen Zaunpfosten.

Greta: (zum Publikum) Adi sagt, sei frech. Ich habs versucht. Dann
fiel mir auf, ich bin nicht Adi, ich hab Brüste. Wenn ich frech
bin, lande ich nicht bei Late Night Berlin.

Greta muss ihre Beine anwinkeln.

Greta: (zum Fluss) Du kriegst nie genug, du nimmst und nimmst!
Du nimmst dir deinen Raum und keine Rücksicht auf
Verluste!

Die Füße der Schemen werden bereits umspült.

Schemen 1: Vielfraß!
Schemen 2: Gierschlund!
Alle: Du gieriger Vielfraß, du gefräßiger Gierschlund!

Der Fluss steigt an, Greta klettert auf den Pfosten und geht in die Hocke.

Greta: (spöttisch) Nicht frech genug – klar, daran liegt's!

Greta schwankt, kann nur mit Mühe das Gleichgewicht halten.

Greta: (zum Publikum) Ein Poetry-Slam in Tirol letzte Woche, ein Typ in Turnschuhen und Trikot schleicht auf die Bühne. Und für eine halbe Stunde kriecht seine monotone Stimme über endlose Buchstabenschlangen auf seinem Bildschirm. François sagt, you just have to believe in yourself! (zum Fluss) Hast du denn niemals genug?

Schemen 2: Vielfraße!

Schemen 1: Gierschlunde!

Alle: Ihr gierigen Vielfraße, ihr gefräßigen Gierschlunde!

Greta erhebt sich aus der Hocke, steht nun mit ausgebreiteten Armen auf dem Pfosten.

Alle: (rhythmisch flüsternd) Wir werden euch einmauern, einzäunen, eingrenzen, einengen.
(abgehackt, lauter) Wir werden euch abschütteln, auspfeifen, ausschließen, aufhalten!

Greta sinkt erneut in die Hocke, die Fluten kümmern sie nicht mehr.

Greta: (sicher) Und dann werden wir wie ihr.

Im Hintergrund stehen die Schemen bis zu den Knien im Wasser. Greta steigt von dem Pfosten und bahnt sich einen Weg durch das schlammige Nass.

Erhebliche Verluste

Eine Übungssache

Ich verlor dich im Frühling. Dein Verschwinden geschah geräuschlos; du (eine Stimme, stets belustigt, deine Geste, diese eine) verließt unser Vakuum schweigend, ich merkte es kaum. Hätte deine Abwesenheit (kein Teekesselpfeifen, kein Zähneputzgurgeln) nicht eines Atems meine Luft beschwert – nie hätte ich dich vermisst.

Am Morgen deines Verschwindens (die Schrankwand geplündert, zwei fehlende Äpfel) erreichten die Fingerspitzen der ersten Sonnenstrahlen unsere Küchenfenster, doch es half nichts. Der Winter hatte an dir gezehrt. Im Januar schon ertrugst du die Enge nicht mehr, die mit der Kälte in unser Zimmer eingezogen war. Der April brachte launisches Wetter. Er wehte Wind in deinen Rücken und mich aus deinem Kopf (so wohlgeformt, ein schöner Blick). Als dich die ersten Sonnenfinger kitzelten, wuchs deine Welt; der Sommer blies sie auf wie einen hellblauen Luftballon.

Dein Brief erreichte mich einige Wochen später und las sich wie folgt: Der Frühling verändert die Menschen, (dein Geruch) reizt meine Augen, (deine Nähe) meine Haut; und der Schnee schmilzt, legt frei das Zuviel, zeigt Überfluss auf. Ich (meine Stimme, stets belustigt, meine Geste, diese eine) musste dich verlassen, weitersuchen, wo (wen) anders finden.

Du bist nach Wien gegangen, hast Monumente bestaunt (einen rot bemalten Mund), dein Freisein genossen, das Frühling und Freundin dir (Betrüger, du, mieser) gaben.

Irgendwann: Es half zu glauben, dass nichts (nicht einmal du) jemals wirklich verloren gehen konnte. Dass diese Erde kein Ende, keine Kante hatte, dass niemand (nicht einmal du) fallen würde, ohne wieder aufzuprallen – man (ich) konnte (dich) nicht verlieren. Ich (ein dich liebender Blick, ein dich neckender Mund) würde dich (einen schwindenden Körper, eine leise Idee) wiederfinden, in einem anderen Menschen, vielleicht. Bis dahin würde ich mich im Verlieren üben.

Geisterstunde

Warmes Dämmerlicht, von abendlichen Wolken sanft verschluckt,
schwindet träge, weicht dem Dunkel, das bald Stadt und Mensch
beherrscht.

Als die Nacht den Tag ablöst, erwachen Nebelschwaden still,
sie wehen zwischen Silhouetten, ziehen Kreise, schwirren – schau!

Weiche Formen folgen zaghaft, regen sich gespenstergleich:
Hüllen, Körper, Geister, formlos, enden und beginnen nicht.

Tanzen, schwimmen ineinander, Geist, Gespenster, taumeln wild –
bald vertuscht die Masse das, was einst die Wesen unterschied.

Hoch im Himmel schwebt ein Schemen: Unikat, der Herde fern;
ihre Weide nennt er Käfig, ihre Wünsche irrtümlich.

Um die Ecke denken kann er, Freigeist, Quergeist, Schöpfergeist!
Schärft die Klinge seines Scharfsinns, krümmt die Norm – niemals
sich selbst.

Geistfrei jagen freie Geister Individualität, ehrfürchtig am Boden liegend,
preisen sie den Sonderfall.

Spuken frei von Konditionen, suhlen sich im freien Schein,
löffeln gierig die Erkenntnis, schlingen Weisheit statt Dessert.

Jedes sehnt sich, irrt vergeblich, dichter Dunst benetzt die Sicht.
Sieh! Gespenster sind sie alle, Formen aus demselben Guss.

Halteknopf, rot

Dass nicht alles ein Ende hat, lernt Leo am ersten Juli. Der Asphalt ist weich, die Tram klimatisiert. Gebeugte Nacken kleben an grellen Bildschirmen. In Gedanken fährt Leo nach Stockholm. Seelischer und körperlicher Zustand während der Buchung: ekstatisch, high. Was-wäre-wenn-Leo betritt heute, fünfzehn Uhr elf, einen fleischgewordenen Übersommerungsraum, aber eigentlich ein stickiges Abteil.

Die Haltestange klebt. Die Wagen ruckeln über die Schienen, schaukeln Leo in die Vergangenheit. Es ist Mai oder Juni und weder heiß noch kalt. In den Nachrichten reden sie über den Brand von Notre-Dame und den jüngsten Windsor-Sprössling. Leo ist das egal, denn manchmal berühren Leos Ellenbogen ein fremdes Paar Ellenbogen. Dann treffen sich die Ellenbogenpaare auf ein Bier, einmal, dann öfter, und als in Hongkong Millionen aufmarschieren, schlafen sie miteinander. Bald liegt nachts ein warmer Körper in Leos Bett, immer, und die Welt dreht sich weiter.

Leo drückt auf den Halteknopf.

Wonach greift Leo? Zimtschnecken, Bootstouren, sechszwanzig Grad im Schatten, nach substanzlosen Andeutungen oder drei Jahren Konjunktiv? Verfall findet leise statt. Unmöglich, sich mit einem Ende auseinanderzusetzen, das es nie gegeben hat. Nichts bezeugt mehr, dass Leo einmal zu einem Wir gehört hat.

Haltestelle Marktplatz. Konfrontiert mit der Übermacht der Hitze schließt Leo demütig die Augen und öffnet sie erst wieder vor einem grauen Bau. Fenster in Reih und Glied starren zurück, Mitläuferfenster.

Wohnungssuche ist erniedrigend. Leo tritt ein, schwört Sauberkeit und Biergenuss. Vierhundertneunzehn Euro warm, was für eine Frechheit. Ein Blick aus dem Fenster: Die Luft brutzelt auf roten Autos, die Vögel sind des Zwitschens müde, heiße Winde tragen eine grüne Plastiktüte. Leo unterschreibt und schluckt die Scham über das Alleinsein hinunter. Gänsehaut auf den Armen, seltsam, knallt doch die Sonne auf die Südfassade.

Braun marmoriertes Laminat, vertrocknete Fliegen auf der Fensterbank. Leo schließt die Tür des neuen Zimmers. Das Kreischen des Dampfabzugs verstummt. Auf dem Boden liegend tippt Leo Nachrichten und schickt keine davon ab.

Der Bildschirm saugt an Leos Augen, eine Suchmaschine gibt Auskunft über wahllos gewählte Schlagwörter. NATO-Staaten beschließen drastische Stärkung der Ostflanke, HSV verzichtet auf Aufstieg seiner U21 in 3. Liga, Juni: Drei weitere Femizide in Österreich. Leo legt das Handy beiseite. Hinter der Stadt leuchtet der graue Fels im gleißenden Licht, Traurigkeit fließt durch das hohle Zimmer. Kurz schwebt die Welt im Gleichgewicht.

Während Leo einen Fleck an der Wand fixiert, kurbelt die Stille die Gedankenmaschine an, rasen Erinnerungen an Anfang und Ende ratlos umher. Bald rast auch Leo, plötzlich, holt aus, endlich. Dann: ein Schlag, bis die Faust die Aussicht trifft.

Leo dreht sich auf den Bauch, hebt den Oberkörper, bis es zum Blick aus dem Fenster reicht. Ob in Stockholm die Sonne scheint?

Jovana Eleni Engel

Badezimmer

Er dreht den Schlüssel der Badezimmertür. Sie soll nicht sehen, wie er die Sachen im Bad beobachtet. Er sitzt da und starrt die Kurven und Ecken, die geraden und schrägen Linien an, das Licht und die Schatten, die die Gegenstände werfen. Sie machen ihm Angst, die Gegenstände mit ihren Formen und Farben.

Wenn er es nicht mehr erträgt, verrückt er sie, versteckt Zahnputzbecher und Zahnbürste hinter dem Handtuchstapel und vor den Handtuchstapel hängt er ihren Bademantel. Dann sitzt er wieder da und starrt, bis er sich auch davor fürchtet. Er steht auf und stopft den Bademantel und das, was er dahinter versteckt hat, in die Waschmaschine. Sitzt und starrt. Was unterscheidet ihn von all den Sachen? So wie sie ist er Form und Farbe und so wie sie sitzt er reglos da. Wie sie ist er nicht wandelbar und kann sich zu nichts bewegen. Wie er so auf dem Rand der Badewanne sitzt und die kreisrunde Öffnung der Waschmaschine anstarrt, ist er sich auf einmal ganz sicher, dass er ihnen gleich ist.

Es wird ihm immer schwerer, seine Beine versteifen sich, sind wie in den Boden zementiert, ganz still. Langsam löst er sich, ist nicht mehr die Figur auf dem Badewannenrand, nicht mehr Form und Farbe, versteckt sich in der Waschmaschine hinter Zahnbürste, Handtüchern und Bademantel. Von dort aus sieht er seinen leblosen Körper nicht, der vom Badewannenrand aus unverändert herüber stiert.

Da drinnen hinter all den Dingen im Dunkeln, da hat er keine Angst mehr. Da kann er ganz anders sein als Zahnbürste und Bademantel. Mehr als Form und Farbe. Da ist er frei.

Sie klopft. Er schlurft zur Tür und dreht den Schlüssel um.

Gleise

Sie sitzt am Bahnsteig. Jeden Morgen sitzt sie da und wartet auf den Zug. Sie wartet und wartet, aber der Zug kommt nie. Dann beschließt sie, dem Zug entgegenzugehen. Erst wartet sie noch ein bisschen, aber weil er dann immer noch nicht kommt, steht sie auf und klettert hinunter auf die Gleise. Dann denkt sie sich jedes Mal: Jetzt, jetzt kommt er und meint, das Gewicht des Zuges schon aus der Ferne auf den Schienen zu spüren. Sie wartet. Er kommt nicht. Er kommt ja nie. Dann läuft sie los. Auf den Gleisen. Lläuft so lange, bis sie ihn sieht. Aber er kommt ja nie. Überhaupt kommt nie irgendjemand und sagt ihr, dass hier schon seit zwölf Jahren kein Zug mehr gefahren ist. Aber selbst wenn: Was würde es ändern, sie würde doch trotzdem warten.

Abends weiß sie immer nicht, wie sie auf die Wartebank am verlassenen Bahnsteig gekommen ist, und sie erinnert sich auch nie daran, dass sie eingeschlafen ist. An viele Sachen erinnert sie sich nicht.

Aber eines weiß sie. Das weiß sie immer, auch wenn sie auf der Wartebank im Bahnhof aufwacht und nicht mehr weiß, wie sie eingeschlafen und dort hin gekommen ist. Eines weiß sie ganz genau. Das wusste sie vom ersten Tag an und hat es nie vergessen: Dass der Zug schon lange nicht mehr fährt, aber dass er, wenn er das wieder tut, sie mitnehmen wird zu demjenigen, mit dem sie damals, so wie jeden Morgen am Bahnsteig stand und auf den Zug wartete, noch irgendetwas zum Abschied sagte, ohne damals zu wissen, dass es den Zug, in den er einstieg, schon wenige Stunden später nicht mehr geben würde.

Vitae der Preisträger*innen

Malak Jayeola Aderounmu

malak jayeola aderounmu will mit neunzehn, fast zwanzig, in wien, immer noch nur schreiben. aber wenn sie gerade nicht nur schreiben will, will sie ihre freund*innen sehen, bücher lesen, ins kino gehen, sich in supermärkten verlieren, musik hören, für eine kleine ewigkeit in cafés verweilen, tanzen und sich nicht zu ernst nehmen. vor allem will sie aber immer noch nur schreiben.

Emilie Bagger

Für mich ist klar, ich werde irgendwann ein Buch schreiben. Das Schreiben ist für mich eine Form der Katharsis, etwas Selbstverständliches und ebenso mein Umgang mit dem, was mich beschäftigt. Es passiert einfach. „Da Du nicht weißt, wer ich bin, bist Du nicht der Versuchung ausgesetzt, nach den Gründen zu suchen, warum ich sage, was Du liest; nimm Dir die Freiheit, Dir ganz einfach zu sagen: das ist wahr, das ist falsch. Das gefällt mir, das gefällt mir nicht.“ (Michel Foucault)

Lilli Biller

Ich bin 2005 in Berlin geboren, habe dort im Sommer 23 Abi gemacht und studiere seit Herbst 23 Literarisches Schreiben in Hildesheim. Nebenbei bin ich Telefoninterviewerin. Ich telefoniere mit Menschen und nach fünf Minuten ist ihre Stimme wieder weg. Das ist wie für einen Tag in eine Stadt zu reisen, aber auf dem Rückweg zu vergessen, welche Stadt das war und den Rest des Lebens damit verbringen zu müssen, alle Städte der Welt zu bereisen, um diese Stadt wiederzufinden. Ich weiß, dass ich nur einen klitzekleinen Bruchteil des Lebens der Anderen mitbekomme. Hier ein klitzekleiner Bruchteil meines Lebens: Ich träume, dass Menschen sich im Supermarkt einfach ansprechen, wenn ihnen danach ist. Um mehr zu bekommen als diesen klitzekleinen Bruchteil.

Tjorven Druck

(sie/ihr) wurde am 8.6.2004 in Bonn geboren und war seitdem nicht mehr dort. Sie wuchs teilweise in Gießen und in/um Limburg an der Lahn auf und wird dort 2024 auch ihr Abitur gemacht haben. Sie möchte Soziologie, Kulturwissenschaften, Kindheitspädagogik und Sexualwissenschaften studieren und später in einem Haus mit Veranda leben. Als Kind hat sie Geschichten über Schafe geschrieben. Jetzt schreibt sie kaum noch Fiktives, denn „das Leben schreibt die besten Geschichten“ oder: ihr Kopf ist ein Wimmelbild und den roten Faden findet sie nie.

Jovana Eleni Engel

Es ist Freitag, 7:46 Uhr. Ich habe eine Freistunde, aber bin trotzdem schon viel zu früh aufgewacht, dafür, dass ich viel zu kurz geschlafen habe. Ich gehe unter die Dusche und wasche die letzte Nacht von mir ab. Dann beginne ich zu packen für Paris, hoffentlich werde ich nicht krank. Es sollen vier Grad werden. Ich fühle, dass ich wütend bin und traurig und leer. Heimreisetag. Ich mache einen Spaziergang. Die Blätter der Bäume färben sich in Brauntönen. Ist das Herbst oder noch Sommer, warum ist mir das wichtig? Spätsommer oder früher Herbst? 9:35 Uhr, genau zu Unterrichtsbeginn betrete ich den Klassenraum. Meine Mitbewohner beschwerten sich darüber, dass ich gestern zu laut war, mir fällt nichts dazu ein. Wir übersetzen Platon. Später warte ich, bis ein Lehrer das Internat abschließen kommt, muss eigentlich schon längst weg sein, aber tue so, als ob ich mich in der Zeit verzettelt hätte. Ich fahre mit dem Zug nach Hause. Nach Hause sieben Stunden und nach Paris neun.

Katharina Heinrichs

Meine Kindheit hab ich in Prag verbracht und den Rest der Zeit in Freiburg. Seit fünf Jahren schreib ich jetzt an meinem Baby. Es wird um queere Liebe und queeres Leben gehen, um Amor und Psyche. Es dauert, aber es wird gut. Und lustig. Hoffe ich. Dieses Jahr mach ich mein Abitur. Was dann? Keine Ahnung. Überhaupt keine Ahnung. Ich liebe Paris und Amsterdam (wie so viele, erklärt Mietpreise), da würde ich gern hin. Oder in die USA? Zu Taco Bell? Noch mehr würde ich gern sehen von Basquiat, Cy Twombly, Egon Schiele, Maria Lassnig, Miró, Ruprecht von Kaufmann, Salman Toor, Vermeer, Vincent van Gogh, Yoshitomo Nara und noch vielen vielen mehr. Neben der Schule verkaufe ich Schweizer Schokolade und schreibe. Ich speichere Rezepte, um sie irgendwann mal nachzukochen und kaufe Bücher, um sie irgendwann mal zu lesen. Ich sag, ich liebe Filme, aber guck am liebsten dieselben immer abwechselnd, ich mach gerne Playlists, aber keine wird länger als 30 Minuten.

Friederike Junge

Friederike Junge kommt ursprünglich aus Berlin, ist in Friedrichshain geboren und die ersten neun Jahre ihres Lebens dort aufgewachsen. Seit April 2022 lebt sie in Kassel, wo es ihr gefällt, weil es dort sehr schön grün ist. Berlin vermisst sie trotzdem noch manchmal. In die Schule geht sie nur einigermaßen gern, weil sie ihre Zeit lieber mit Lesen, Schreiben, Freunde treffen und Reiten verbringt. Sie hat eine große Schwester, zwei Wellensittiche und zwei Katzen namens Jacky und James. Friederike trinkt gern Pfirsich-Eistee. Ihre Lieblingsfarbe ist Rot, ihre Lieblingsromanfigur Hermine Granger, Lieblingsschauspielerin Emma Watson, Lieblings-YouTuberin Jessie Bluegrey. Friederike würde gern in der Schweiz leben und Italien bereisen. Sie möchte später gern Tierärztin werden, aber Spinnen will sie nur im absoluten Notfall behandeln, die kann sie nämlich nicht ausstehen.

David Kienzler

(er/ihm), geboren 2003 in Villingen-Schwenningen, Abitur 2021 woanders. Danach Freiwilliges Soziales Jahr und freie Mitarbeit bei Zeitungen im Raum Stuttgart. Redakteur beim Campus Radio Mainz. Parallel zwei Semester Germanistik. Schreibt Lyrik, Prosa und Rezepte in sein Notizbuch. Seit 2023 Studium am Deutschen Literaturinstitut Leipzig.

Laura Franziska Klemm

Laura Franziska Klemm wurde im Jahr 2003 in Tübingen geboren. Ihrem ersten Romanprojekt verschrieb sie sich im Alter von neun Jahren. Die Geschichte wurde leider nie vollendet. Trotz dieses ersten literarischen Scheiterns schreibt Laura weiterhin Texte aller Art. In diesen wird unter anderem ihr Interesse für den Bühnenraum deutlich, in dem sie sich während ihrer Schulzeit in Gesang und Schauspiel jahrelang bewegte. Um sich in Zukunft auch mehrsprachig mit (Roman-)Projekten auseinandersetzen zu können, studiert sie Translationswissenschaft in den Sprachen Französisch und Englisch in Innsbruck und Lyon. Aktuell ist sie besonders im Hochschuljournalismus der Universität Innsbruck aktiv.

Hannah Klitzke

Ich bin Hannah Klitzke, 21 Jahre alt, aus der schönsten Stadt Leipzig. Zwischen Kunstkollektiven, Atelieregemeinschaften, meinem ostdeutschen Heimat-Kaff, dem Theater und Freund*innen tummel ich mich auch ab und zu in der poetischen Welt. Wusstet ihr, dass das Zentrum unseres Universums nach Himbeeren schmeckt und nach Rum riecht? Tja, Ethylformiat, jetzt wisst ihr's.

Marvin Krause

Kennst du das Gefühl der unendlichen Träumerei? Zwischen Sehnsüchten, Experimenten, Fantasien und immer mit einer gewissen Prise Ambivalenz träumt Marvin (er/him) davon, nicht damit aufzuhören. Eher langsam als schnell bewegt er sich und guckt gerne nachts in den Himmel. Geboren 2001 im ländlichen Allgäu, lernte er das Laufen und krabbelte 2020 in das Theater. Mehr bewusst als unbewusst entschied er sich ohne Studium für die freie Theaterszene. Mit schweren Folgen. Er kocht noch immer genauso gerne. Und schreibt Texte (meist fürs Theater). Nicht selten geht es um die Verhältnisse und Zustände in unserer Welt. Bei Gelegenheit schwingt er auch selber die Hüfte auf der Bühne, wie beim diesjährigen 44. Theater-treffen der Jugend.

Helena Lange

Ich bin Helena, geboren im Mai 2008 in der Nähe von Dresden. Angefangen hat meine Begeisterung für das Schreiben in Tagebüchern. Seit ich Buchstaben gelernt habe, formuliere ich da meine Beobachtungen in Wörterketten. Anfang des Schuljahres habe ich für zwei Monate in der Nähe von Paris gelebt und mittelalterliche Gedichte mit Hilfe des Google-Übersetzers interpretiert. Ich bin ansonsten vernarrt in Zeichnen, Animationsfilme, Literatur, Klavierspielen, Sprache – kurz Kunst. Ich mag auch debattieren, lange Spaziergänge, philosophische Gespräche, YouTube und Politik. Aber ich kann mich für alles begeistern und meistens schwer entscheiden.

Lilli Nawar

Ich bin 2001 in Köln geboren und darf zum zweiten Mal am Treffen junger Autor*innen teilnehmen, was mich wahnsinnig freut. Im Moment studiere ich Literatur-, Kunst- und Medienwissenschaften in Konstanz am Bodensee und wenn mich das Studium mal nicht begeistert, dann tut es der glasklare Bodensee. Ich mag Schreiben und erzähle gerne Geschichten, mitunter auch auf der Bühne. Ich verbringe meine Zeit am liebsten damit, Kaffee zu trinken und Löcher in die Luft zu starren. Außerdem mag ich Gedichte, Kochen, Fußball und Häkeln und kellnere nebenher in einem Café. Ich glaube, Schreiben ist mir ganz wichtig, weil es so frei ist, so viele Möglichkeiten des Erzählens eröffnet und Raum für Zwischentöne lässt. Das beschäftigt mich momentan auch besonders, so nahbar und weich wie möglich zu schreiben. Ich mag auch die Ehrlichkeit und Echtheit, die ich mir im Schutz der Texte erlauben darf, und bin ganz gespannt darauf, welche Gefühle und Gedanken mir das Schreiben vielleicht als nächstes näherbringen wird.

Zoey Ponto

Hi, ich bin Zoey. Ich bin 15 Jahre alt und komme aus Seedorf, das ist in der Nähe von Rottweil in Baden-Württemberg. Ich gehe in die zehnte Klasse eines Gymnasiums in Rottweil. Ich habe zwei Hunde, einen Hamster und Fische und beschäftige mich in meiner Freizeit sehr viel mit meinen Haustieren. Außerdem spiele ich seit neun Jahren Keyboard. Ich schreibe sehr gerne Kurzgeschichten und habe auch schon an Schreibwettbewerben in meiner Schule teilgenommen, wo ich auch ein paar Preise gewonnen habe. Ansonsten liebe ich es, mich mit meinen Freunden zu treffen, am besten zum Filme schauen mit Popcorn und Chips. :)

Alexandra Isabel Reis

geboren 2002, hat ein Faible für Poesie, Popkultur und Phalluswitze auf der Bühne, studiert zurzeit Angewandte Theaterwissenschaft in Gießen und realisiert seit letztem Jahr eigene Theater- und Performanceprojekte, für die sie auch dramatische Texte produziert.

Carolin Chantal Schaefer

Carolin Chantal Schaefer (sie/ihr) wird lieber Caro als Carolin genannt und schreibt lieber unter ihrem Initialpseudonym Chantal Schurke. Sie schreibt Prosa, Handynotizen und ist interessiert an Szenischem. 2021 arbeitete sie ein Jahr an der Schaubühne in Berlin mit, wo sie einen probenbezogenen Blog zur Inszenierung des Jugendprojekts „stolpern“ führte. Derzeit studiert sie Szenische Künste mit dem Schwerpunkt Theater an der Universität Hildesheim. Seit Ende 2022 ist sie Teil des Performancekollektivs NITRO. Die erste Printveröffentlichung war im Mai 2021 ihr Text „Aktmodell“ in Hot Topic! aus Leipzig.

Lotti Spieler

geboren 2004, kommt aus Berlin, lebt in Wien und studiert dort Sprachkunst an der Universität für angewandte Kunst.

Konstantin Stawenow

Konstantin Stawenow wurde 2003 in Erfurt geboren. Er versucht an der Schnittstelle von Gebet und Nature Writing zur Sprache zu kommen; wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunklen Bild, Gottes Dämmerung im Gedicht, Stück für Stück ...

Veröffentlicht hat er in verschiedenen Magazinen und Anthologien. Stawenow ist Teilnehmer der Thüringer Textwerkstatt Poesie & Praxis und der young poems 2023 am Haus für Poesie, sowie Teil des Lyrikkollektivs PARTNERS IN POEM. Ausgezeichnet wurde er mit einem Hauptpreis des Eobanus-Hessus-Schreibwettbewerbs 2022 und 2023 sowie mit einem 1. Preis des Jungen Literaturforums Hessen-Thüringen 2023.

Valerie Zichy

geboren 2002. studiert Sprachkunst & Philosophie in Wien, organisiert dort die Lesereihe SEHR ERNSTE mit. mag heiße Schokolade, Sonne & trinkt zu viel Tee. liest aus irgendeinem Grund zurzeit ausschließlich Lyrik, graphic novels und theoretische Texte. versucht Genres zu queeren & lässt sich nicht gerne in Schubladen schieben, besonders was ihre Texte angeht. am liebsten schreibt sie Lyrik mit Plot, autofiktionale Essays und immer das, woran sie gerade Spaß hat.

Janka Zündorf

geboren 2001 in Frankfurt a. M., interessiert sich seit ihrer Jugend für Literatur und schreibt fast genauso lange Gedichte und Erzählungen. Neben ihrem Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie in Bamberg arbeitet sie an ihrem ersten Roman, meist mit dem etwas makabren Blick auf den Grabsteinverkäufer gegenüber ihrer Wohnung, zeitweise auch in Lübeck.

Anthologien

ich kleide mich in worte

37. Treffen junger Autor*innen 2022

als würden sich die Worte drehen durch Schneckenhäuser.

36. Treffen junger Autor*innen 2021

An der Brücke zur Realität

35. Treffen junger Autor*innen 2020

Als ob Haut kein Gedächtnis hätte

34. Treffen junger Autor*innen 2019

stets der unangepasste fällt aus dem nest

33. Treffen junger Autor*innen 2018

Es ist nicht ausgeschlossen, dass es besser wird.

32. Treffen junger Autoren 2017

Binde der Welt die Schnürsenkel zu!

31. Treffen junger Autoren 2016

jeden schatten wirfst du selbst

30. Treffen junger Autoren 2015

Rostschutzmittel

29. Treffen junger Autoren 2014

Sätze über Planken

28. Treffen junger Autoren 2013

ich stell dir die schatten schärfer

27. Treffen junger Autoren 2012

Hundert Herzschläge Freigepäck

26. Treffen junger Autoren 2011

Jetzt Hier. Und wieder.

25. Treffen junger Autoren 2010

schräg gegens licht

24. Treffen junger Autoren 2009
(nur im Buchhandel)

während du wegsiehst

23. Treffen junger Autoren 2008
(nur im Buchhandel)

Der Horizont hängt schief

22. Treffen junger Autoren 2007

Ganz nah gegenüber

21. Treffen junger Autoren 2006

Als wäre jemand in der Nähe

20. Treffen junger Autoren 2005

Hinter der Stirn

19. Treffen junger Autoren 2004

Neben mir saß einer ...

18. Treffen junger Autoren 2003

Die Anthologien sind im Buchhandel und / oder dem Online-Shop
der Berliner Festspiele erhältlich.

Treffen junger Autor*innen

Veranstalter

Berliner Festspiele

Ein Geschäftsbereich der Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin (KBB) GmbH
Gefördert durch die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

Intendant: Matthias Pees

Kaufmännische Geschäftsführung: Charlotte Sieben

Leitung Treffen junge Szene: Susanne Chrudina

Jury

Yevgeniy Breyger, Wien

Rabea Edel, Berlin

Sulaiman Masomi, Köln

I.V. Nuss, Berlin

Rike Scheffler, Berlin

Daniela Seel, Berlin

Michael Spyra, Halle (Saale)

Olivia Wenzel, Berlin

Kuratorium

Vorsitz: Annette Steenken

Bundesministerium für Bildung und Forschung, Berlin

Referentin: Monika Bürvenich

Bundesministerium für Bildung und Forschung, Berlin

Michael Au

Ministerium für Familie, Frauen, Kultur und Integration des Landes Rheinland-Pfalz, Mainz

Björn Jäger

Hessisches Literaturforum im Mousonturm e.V., Frankfurt am Main

Marie-Louise Lichtenberg

Arbeitskreis für Jugendliteratur e.V., München

Hannah Rau

Ministerium für Allgemeine und Berufliche Bildung, Wissenschaft, Forschung und Kultur
des Landes Schleswig-Holstein, Kiel

Uwe Schulz

Ministerium für Kinder, Jugend, Familie, Gleichstellung, Flucht und Integration
des Landes Nordrhein-Westfalen, Düsseldorf

Catrin Wafula

Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Familie, Berlin

GEFÖRDERT VOM



Bundesministerium
für Bildung
und Forschung



9 783981 778090



flüssiges land — und feste ideen



berlinerfestspiele.de